Wilhelm Hertz, zu seinem Andenken

Richard Weltrich

49565.19

Harvard College Library

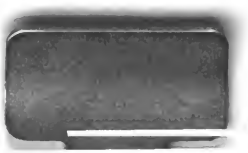
BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,

OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.



Digitized by Google

Digitized by Google

Wilhelm Hertz

Zu seinem Andenken

Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen

von

Richard Weltrich

Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Digitized by Google

49565.19

Price fund.

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Vorwort

Eine Gedenkschrift wollen diese Blätter sein, und mithelfen möchten sie, daß der Dichter, von dem sie reden, noch viel mehr in das Volk eindringe, als es bis jetzt geschehen ist.

Den Inhalt bilden zwei Abhandlungen. Die erste ist ein Wiederabdruck des Nekrologs, den ich auf Ersuchen der Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" geschrieben und in den für den 5., 7., 12. und 13. März 1902 ausgegebenen Nummern 107, 111, 119 und 121 dieser Zeitung veröffentlicht habe. Die Wiederholung ist eine nahezu wörtliche, zur Ergänzung sind jedoch einige biographische Mitteilungen hinzugekommen, und auch das Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften des Verstorbenen wurde, wie die bibliographischen Angaben überhaupt, vervollständigt; der letzte Abschnitt fiel mit Rücksicht auf den Inhalt der zweiten Abhandlung der gegenwärtigen Gedenkschrift nahezu ganz hinweg.

Diese zweite Abhandlung, die kritische Studie über „Bruder Rausch", ist der Wiederabdruck eines in der Münchener „Süddeutschen Presse" in den Nummern

Digitized by Google

vom 17. bis 28. Mai 1884 veröffentlichten Artikels. Ich habe ihn einer Überarbeitung unterzogen, die jedoch nichts Wesentliches geändert oder hinzugefügt hat. Am Ausdruck ist da und dort nachgefeilt, entbehrliche Fremdwörter habe ich durch deutsche Wörter ersetzt. Ein paar Ausfälle, wie der gegen die Romane von Ebers oder vielmehr gegen das Publikum der achtziger Jahre, das sie verschlang, konnten wegbleiben; ist doch Ebers heute schon ziemlich aus der Mode. Auch die Klagen über das geringe Verständnis, mit dem die Kritik in den ersten Jahren die Dichtung „Bruder Rausch" aufnahm (man wisse nicht, wo in ihr die Moral stecke, hieß es z. B.), wurden nicht wiederholt. Zwar habe ich nicht nötig, meinen Satz, daß Gottsched niemals ausstirbt in Deutschland, zurückzunehmen, und noch in zwei im Jahre 1901 erschienenen litteraturgeschichtlichen Büchern von Karl Weitbrecht und von Adolf Bartels durfte der Vorwurf erhoben werden, daß „Bruder Rausch" zumeist „geistlos mißverstanden" worden und noch „lange nicht genug geschätzt" sei; aber einige Besserung ist in diesem Punkte doch eingetreten.

München, 27. April 1902.

Dr. Richard Weltrich.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Vorwort 3

I. Nekrolog 7

II. Kritische Studie über „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen“ 41

Digitized by Google

Digitized by Google

I

Nekrolog

Deutschland ist um einen Dichter ärmer geworden. Um einen Dichter, an dem die Natur wieder einmal offenbar machen wollte, was ein geborener Poet sei. Um einen Dichter, dessen Schöpfungen sich zu den Werken vieler anderer seiner Zunft verhalten wie lauteres Gold zu irgend einer Legierung oder Metallmischung. Um einen Dichter, der heute noch viel zu wenig gekannt ist, dem aber jedes kommende Jahrzehnt den Kranz des Ruhmes vermehren wird. Ihn, den vorerst fast nur der engere Kreis der Litteraturfreunde nach Gebühr zu schätzen wußte, wird einst unser Volk zu seinen Lieblingen zählen, und immer wieder werden schönheitsdurstige Seelen sich an ihm erlaben wollen. Denn, fürwahr, ein Rosengarten ist seine Dichtung und köstliche Quellen fließen darin. Wilhelm Hertz aber, über den sich in der zweiten Woche des neuen Jahres der Grabhügel geschlossen hat, ist dieser Dichter gewesen.

Daß dem hohen litterarischen Rang, den die Kritik, den das Verständnis für Poesie dem Dahingeschiedenen einzuräumen genötigt ist, die Breite seiner Wirkung auf das Publikum bis heute nicht gleichkommt, kann kaum

Digitized by Google

befremden. Die so bescheidene als vornehme Art seiner Natur, die ihn abhielt, auf dem litterarischen Markt sich mit lauter Stimme geltend zu machen, auch die Keuschheit und Sparsamkeit seines Talentes, das nur da, wo das innerste Bedürfnis ihn drängte, in die Saiten griff, erklären es zum einen Teile. Zum andern der Umstand, daß die Gattungen, in denen er dichtete, die Lyrik und das Versepos waren. Die Empfänglichkeit für Lyrik setzt innerliche Menschen voraus, und in unserer hastenden und in praktischer Betätigung jeder Art ihre höchste Befriedigung suchenden Zeit sind diese seltener geworden als jemals. Ein Gedicht — ein gutes freilich, ein sehr gutes — zu lesen oder zu hören, ist noch immer einer der größten geistigen Genüsse und wird es bleiben. Aber die Mittel, mit denen die Poesie als Lyrik wirkt, sind zu fein, als daß bei dem heutigen Stande unserer litterarisch-künstlerischen Kultur ein irgendwie sicheres Wertgefühl für die Erzeugnisse dieser Art in weiten Kreisen lebendig wäre; was bei einem Gedichte die innere Form heißt — und gerade diese macht das vollendete Kunstwerk —, spürt unter tausend Lesern kaum einer, und für die Tonwelt der Sprache ist das Ohr der heutigen Deutschen sehr stumpf geworden. Noch ungünstiger aber als den Lyriker bettet den Epiker, sofern er nicht als Roman- oder Novellendichter tätig ist, die Gegenwart. Für eine Versmasse, wie sie das Epos auszubreiten pflegt, haben wir angeblich keine Zeit, und mit der Erinnerung an des seligen Klopstocks Messias oder an Pyrkers langweilige Tunisias weiß sich diese Aversion auch begründet. Die Erzählungsform des Romans und der Novelle hat das Versepos abgelöst; eine Geschmackswandlung, die man wie eine naturgesetzliche Tatsache hinnehmen muß, scheint hierin vorzuliegen. Dennoch ist jeder zu beklagen, der die Odyssee niemals ganz, der niemals das Nibelungenlied

Digitized by Google

gelesen hat, und daß das Versepos in gewissen Unterarten oder unter gewissen Bedingungen noch in der Gegenwart volles Lebensrecht hat, das haben uns Dichter wie Mörike, wie Wilhelm Hertz und — in dem ihm zukommenden Abstand von ihnen — Viktor Scheffel bewiesen.

Es ist in der Litteraturgeschichte üblich geworden, von einer „Münchner Dichterschule" zu reden; die Begrenzung dieses Begriffes ist aber eine ziemlich unsichere, obwohl in der Regel Geibel, Heyse, Graf Schack, Julius Grosse, Bodenstedt, Lingg und auch Wilhelm Hertz ihr zugezählt werden. Geibel war im Jahre 1852 von König Maximilian II. nach München berufen worden, Heyse 1854; diese beiden vereinigten um sich eine Anzahl gleichstrebender Männer, und in der Gründung der litterarischen Gesellschaft „Das Krokodil" wie in der Herausgabe des Münchner Dichterbuchs vom Jahre 1862 bekundete sich der Zusammenschluß. Am Münchner Dichterbuch aber beteiligten sich außer anderen auch Hans Hopfen, Heinrich Leuthold, Felix Dahn, Melchior Meyr und Carriere, und das „Krokodil", das etwa 25 Jahre lebte, hat viele Mitglieder gesehen, da außer den bisher genannten Poeten auch Andreas May, Heinrich Reder, Hermann Schmid und Jensen, in späteren Jahren Max Haushofer, Karl Stieler und Ludwig Laistner ihm beitraten, als Gäste auch Scheffel und Adolf Wilbrandt in ihm verkehrten. Der Kultus der schönen Form, die Richtung auf das von aktuellen Tendenzen sich fernhaltende Reinmenschliche und Ideelle, die Pflege der Weltlitteratur im Sinne Goethes, auch die Neubelebung der Dichtung auf dem Boden der Germanistik: das ist es etwa, was als das Besondere der Münchner Dichterschule angegeben wird; man gesteht ihr zu, daß diese Bestrebungen gegenüber der zuvor herrschenden politischen Tendenzpoesie des „jungen Deutschlands" und seiner Unterschätzung der Kunstform geschicht-

Digitized by Google

lich berechtigt waren, macht ihr aber zugleich den Vorwurf der Schönseligkeit, des Schwelgens in formaler Technik, des Eklektizismus und der Abwendung vom eigentlich Volksmäßigen und von den großen Problemen des Lebens. Genaue Sachkenntnis weiß freilich, daß bei mehreren der aufgezählten Autoren nur eine äußerliche oder flüchtige Beziehung zu den tonangebenden Dichtern Münchens bestand, und will man gerecht sein, so muß man einräumen, daß auch auf die letzteren jene herkömmliche Charakteristik nur teilweise paßt. Von einer „Schule" läßt sich ja überhaupt nur reden unter Beschränkung auf die Jahre, in denen Geibel beteiligt war; dieser allerdings, der auf die Reinheit der äußeren Form strenge hielt, hat für die Jüngeren eine Art von Lehrmeister abgegeben. Aber Geibel verließ München in den sechziger Jahren, und andere, die neben ihm standen, wie Heyse und Hertz, waren von Anfang an geistig bedeutendere Individualitäten und wuchsen über das Niveau des Münchner Dichterbuchs weit hinaus. Dabei ist es um so unbilliger, alle jene Mängel der Münchner Schule aufzuhalsen, als man zugeben muß, daß die von Geibel in München vertretene Richtung damals auch im übrigen Deutschland sich geltend machte. So befindet sich denn die klassifizierende Litteraturgeschichte gerade bei Hertz in merklicher Verlegenheit. Das im ganzen vorzügliche Buch von Karl Weitbrecht („Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts") schließt an Geibel und die Besprechung der Geibelschen Richtung v. Schack, Grosse, Bodenstedt, Heyse an, in einigem Abstand sodann Lingg, Leuthold, Hertz, Hans Hopfen und zuletzt — Gottfried Kinkel und Otto Roquette; befremdlicherweise wird auch Martin Greif, der viel eher Verwandtschaft mit schwäbischen Lyrikern als mit Geibel zeigt und äußere Beziehungen zu Geibel gar nicht hatte, in diesem Zusammenhang mit aufgeführt. Von Lingg heißt

Digitized by Google

es, daß er unter dem älteren Münchner Geschlecht eine Sonderstellung einnehme, und von Hertz, daß er auf den ersten Blick als reiner Münchner Formkünstler erscheine, bei näherem Zusehen aber einen unter die Münchner gegangenen Schwaben erkennen lasse. Anders als Weitbrecht verfährt der geist- und charaktervolle, mitunter aber subjektiv voreingenommene und in Bezug auf die Münchner Dichter merkwürdig unsichere Adolf Bartels (in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart", 4. Aufl.). Auch ihm geht Lingg „nicht ganz in den Münchner Schulrahmen", und aus Hertz, Dahn, Hopfen, Leuthold, Wilbrandt und Jensen konstruiert er zunächst mit seltsamer Chronologie eine Gruppe „Jungmünchen"; im folgenden kommt er auf Hertz in zwei Abteilungen zurück, und zwar zuerst im Abschnitt „Frühdecadence", sodann bei der „Archäologischen Dichtung". Die eine Zuweisung ist so unglücklich wie die andere, und Bartels selbst muß gestehen, daß sich Hertz unter den „jüngeren" Münchnern von der Decadence oder „dem Verfall am freiesten erhalten" habe. Man könnte aber für die Sonderstellung, die dieser Dichter in der Tat einnimmt, auch anführen, daß, als in den achtziger Jahren der moderne Naturalismus gegen die ehemaligen Genossen Geibels das Geknatter seiner öfters mit Schmutz geladenen Mitrailleusen eröffnete, Hertz verschont blieb. Stehen nun die Dinge so, so wäre es doch wahrhaftig an der Zeit, einzusehen, daß man mit dem zähen Festhalten an der Fiktion einer Jahrzehnte hindurch dauernden „Münchner Schule" nur zu allerlei Schiefheiten des Urteils gedrängt wird. Besser wäre es wohl, wenn man die Geibelsche Richtung als eine Entwicklungsphase der deutschen Poesie schilderte, vom zeitweiligen Zusammenschluß mehrerer Poeten um Geibel in München spräche, sodann aber die bedeutendsten dieser Dichter nach Gesichtspunkten, die ihrer individuellen Eigenart gerecht würden, gruppierte. Es ist

Digitized by Google

nötig, das von München aus einmal zu wünschen. Denn schon reißt litteraturgeschichtlich der die Verwirrung noch steigernde Mißbrauch ein, für die der „Münchner Schule" zugerechneten Dichter kurzweg den Ausdruck „die Münchner" zu gebrauchen, mit dem Namen „Münchner" und „Münchnertum" aber alles zu bezeichnen, was von 1850 bis 1880 mit der Geibelschen Poesie Verwandtschaft zeigt: Dichter, die eingestandenermaßen „nie nach München gekommen sind", werden Münchner genannt, bei Wilbrandt wird vom „Münchnertum" gesprochen, das in ihm stecken geblieben sei, und bei Roquette heißt es, er habe Gedichte, die zum Besten der „Lyrik Münchner Art" gehören. Gegenüber dieser mit einem Schlagwort sich gefallenden Willkür muß denn doch erinnert werden, daß die tonangebenden Dichter des Geibelschen Kreises gerade nicht bairischen Stammes, sondern nord- und mitteldeutscher Herkunft waren, und daß die gleichzeitigen einheimischen Talente, Kobell z. B., Franz Trautmann und Ludwig Steub, mit der angeblichen Münchner Richtung nichts zu tun hatten und außerhalb des Geibelschen Kreises blieben. Aber auch die Volksschilderer Maximilian Schmidt und Ganghofer, auch der Lyriker Martin Greif, auch der Novellist Karl Heigel, auch der Verfasser des Staatsromans „In purpurner Finsternis", M. G. Conrad, haben lange in München gelebt, spielten und spielen in München eine litterarische Rolle und gehören der Mehrzahl nach dem bairischen Stamme an. Sind das nun litterarhistorisch etwa „Nichtmünchner", weil sie zur Geibelschen Schule ohne Beziehung oder in Gegensatz sind? Man sieht, wohin jener Gruppierungseifer führen muß. Im Namen der guten Stadt München aber verwahren wir uns, Ältere und Jüngere, daß alles, was auf Geibelsche Formkunst, Sentimentalität und Rührseligkeit geeicht ist, litterarhistorisch „das Münchnertum" heiße.

Digitized by Google

Wilhelm Hertz war im Alter von 23 Jahren nach München gekommen; fast gleichzeitig, 1859, gab er zuerst einen Band „Gedichte", Lyrisches, Balladen und Episches enthaltend, heraus*). In den „Gesammelten Dichtungen", welche im Jahre 1900 erschienen, ist die lyrische Abteilung um ein gutes Drittel vermehrt, einige der älteren Gedichte sind ausgeschieden, an anderen wird die Selbstkritik des Autors bemerkbar, die hier einen verwilderten Schößling der Phantasie zu beschneiden, dort einen Vers mit größerer Anschaulichkeit zu sättigen bemüht war. Die frühesten Gedichte geben den romantischen Empfindungen des jugendlichen Herzens Ausdruck und hiebei zeigt sich im Ton zuweilen ein Anklingen an zeitgenössische Muster, an Mörike z. B. in dem zarten, innigen Gedichte „Der erste Kuß", an Heines kokette und an Geibels fromme Sentimentalität — das Gedicht „Mein Herz" redet die Sprache der einen, das Gedicht „Die Verlassene" die der anderen. Doch nimmt diese Lyrik bald eine individuellere Färbung an, und zwar ist es ein starkes und heißes erotisches Empfinden, das sie zunächst kennzeichnet. Mit der Unbefangenheit der Antike preisen die Gedichte der Liebe sinnliches Glück und die weibliche Schönheit, und zu einem „derben Drang nach Erdenlust", zu einem dionysischen Erfassen der Lebensfreude bekennt sich der Dichter. Aber es ist eine Geistwelt, die sich ihm im Genießen auftut: der allbelebenden Schöpfungs-

*) Hamburg bei Hoffmann und Campe. Nahezu alle späteren Dichtungen, auch das Buch „Deutsche Sage im Elsaß" und die Abhandlung „Der Werwolf", hat Adolf Kröner, beziehungsweise die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart verlegt; nur die Übersetzung von „Aucassin und Nicolette" veröffentlichte Hertz zuerst in Wien, und im Einzeldruck bei Straub in München erschien der am 17. Juli 1871 beim Festmahl für bayerische Krieger im „Museum" zu München gesprochene „Gruß an das Heer".

Digitized by Google

luſt und Segensfülle der Natur wird er im eigenen Sein ſich bewußt, am Beſitze der Geliebten erwärmt ſich das Herz, und in ihrer Schönheit erkennt er, wie das merkwürdige Gedicht „Traum und Wirklichkeit“ ausſpricht, die Harmonie des Alls, das ewige Licht, von dem er ſelbſt ein Teil, „mitew'ges Licht“, iſt, wieder. Unter dieſen Geſichtspunkten wollen mehrere in Diſtichen abgefaßte, ihrer Art nach zu Goethes Römiſchen Elegien ſich geſellende Gedichte genommen ſein: „Liebe im Wetter“, „In ihrem Schoße“ und „Segen der Nacht“. Des Rühmens wert iſt insbeſondere das letztere; „Liebe im Wetter“, das etwa aus dem 20. Lebensjahre des Dichters ſtammt und noch kühner redet, hat Hertz aus der ſpäteren Sammlung ausgeſchloſſen, einer zarten Rückſicht nachgebend, aber doch wohl auch, weil an ein paar Stellen die Grenze der Schönheitslinie überſchritten iſt. Mehr dürfte zu bedauern ſein, daß das Gedicht „Liebesfrühling“ nachmals von ſeinem Schöpfer verſtoßen wurde. Wenn aber in der jugendlichen Lyrik (und auch in den Balladen) von Wilhelm Hertz das Irdiſch-Stoffliche nicht immer von der künſtleriſchen Form ganz aufgezehrt iſt, ſo muß doch ſogleich an dieſer Stelle geſagt werden, daß für das Schlüpfrige wie für das Frivole bei ihm nirgends Raum iſt, und daß der gereifte Dichter wie nur je einer es verſtanden hat, ſeinen erotiſchen Gemälden ſo viel Zartheit und künſtleriſches Maß als Lebenswärme und Farbe zu geben. Um von ſeiner Liebeslyrik einen vollen Begriff zu bekommen, beachte man denn auch poetiſche Erzeugniſſe wie das überaus anmutige, im Tone eines fahrenden Schülers der Humaniſtenzeit gedichtete „Lied der verlaſſenen Liebe“ oder das ein inniges und weiches Empfinden hervorkehrende Gedicht „Mein Engel hüte dein“ oder „Heimkehr“, das in trefflicher Knappheit den Zuſtand eines zur Reſignation gezwungenen Herzens malt,

Digitized by Google

beachte insbesondere die Gedichte „Liederstille“ und „Daheim“, beide den späteren Mannesjahren unseres Sängers angehörig und beide den Frieden geläuterter und gesicherter Liebe in schlichten Herzenstönen aufs schönste preisend. Unter den Gedichten, in denen die lyrische Stimmung sehr glücklich zum Ausdruck gekommen ist, mögen hier noch „Komm, süßer Schlaf“, „An die Nacht“, „Immer stiller fließt das Leben“, „Unter blühenden Bäumen“, „Vergeinsamkeit“ und „Wiedersehen“ hervorgehoben sein; aber auch das prächtige, germanische Trinklust und Trinkkraft mit Humor zeichnende „Thors Trunk“ darf diese, wenngleich flüchtige, Übersicht nicht vergessen. Autobiographisch im engsten Sinne, bedeutsame Vergegenwärtigungen des der Persönlichkeit das Grundgesetz gebenden Schicksals sind „Glückliche Geburt“ und das tiefempfundene „Am Grabe meiner Mutter“; auch die schweren Klänge, die den Manen eines frühe und vorzeitig abgeschiedenen Bruders ertönen, gelten dem eigensten Erleben. Für Politisches und Patriotisches hat Wilhelm Hertz nur selten in die Saiten gegriffen, der „Gruß an das Heer“ zählt aber zum Frischesten, was die Kriegsjahre 1870/71 von Poesie gebracht haben.

In der zweiten Hälfte der Gesammelten Gedichte tritt, der von Hertz gebotenen Lyrik wiederum Besonderheit und Eigenart verleihend, ein philosophischer Zug hervor: die Weltanschauung, die sich ihm unter dem Gesamteindruck des Lebens gebildet hat und als Stimmung in seine Seele eingegangen ist, will sich aussprechen. Wie bei Hertz überhaupt nicht so sehr die Jugendjahre, als vielmehr die Zeit der reifsten Männlichkeit und das beginnende Alter — um das Jahr 1880 ist er auch als Epiker auf seinem Höhepunkt! — die vollsten und duftigsten Blüten der Poesie erzeugt haben, so gehören auch diese mit philosophischem Gehalt gefüllten Spätlinge zu

Digitized by Google

seinen besten Schöpfungen: Gedankenschwere paart sich in ihnen mit satter Schönheit, die Sprache ist durchtränkt von dichterischer Anschauung, sie erhebt sich zum Feierlichen, Majestätischen und Lapidaren, die Verse sind Melodieen. Ich rede von den Gedichten „Lautlose Nacht", „Der Dinurstrom", „Vision", „Blick ins All" und „Am Grabe". Welcher Art aber ist die Weltanschauung, die sich in ihnen kundgibt? Sie hat einen Hang zum Düsteren, und mit dem Ausdruck Resignation wird man ihre Grundstimmung wohl am besten bezeichnen. Der Verzicht auf den Blick in ein Jenseits, der Verzicht auf ein Wiedersehen in einem anderen Leben, der Verzicht auf die Annahme, daß das Ganze der Welt, daß der Weltprozeß vielleicht noch etwas anderes bedeute als den ewigen Wechsel von Entstehen und Vergehen, von Schaffen und Vernichten — diese Entsagungen sind es, welche sich Wilhelm Hertz aus Wahrheitsliebe, aus Bedürfnis nach illusionsloser Erkenntnis auferlegen zu müssen glaubte. Wohl redet einer seiner Sprüche vom „Wesen aller Wesen", das, dem Verstande unerfaßbar, vom Gemüte geahnt werde, wohl spricht in „Bruder Rausch" einmal der sein Mönchsvolk geistig um drei Haupteslängen überragende Guardian von jenem „Einen, Gleichnislosen", die Menschheit mit Schönheit, Geist und Liebe tränkenden „Heiligreinen", den der einsam hohe Bahnen wandelnde Seher ahnen möge; aber diese Hindeutungen auf eine in oder über der Welt waltende Intelligenz wollen nicht aufkommen gegenüber den herben Bekenntnissen, daß alles Einzelleben, wenn seine Uhr abgelaufen sei, in ewige Nacht, ins Nichts zurücksinke, daß nur der Geist, der Menschengeist, in die erbarmungslose und innerlich öde Natur Liebe und Schönheit trage und daß das Denken, wenn es nach dem Sinne der Welt frage, vergeblich sich quäle. Der Monismus, der sich in jenen Gedichten

Digitized by Google

kundgibt, nimmt also mitunter eine materialistische Färbung an; ich muß jedoch bemerken, daß sich Hertz persönlich gegen eine mechanistische Weltauffassung und den platten naturwissenschaftlichen Materialismus eines Büchner, Vogt, Moleschott und anderer wiederholt sehr lebhaft ausgesprochen hat. Es ist auch ein Stück Agnostizismus in seinem Denken; zu einer bestimmten Formulierung seiner philosophischen Ansicht aber ist Hertz überhaupt kaum gelangt. Als philosophischer Versuch ist vielleicht das Gedicht „Blick ins All" insonderheit bemerkenswert: es deutet trotz seiner grellen Ausmalung des zwischen Natur und Geist bestehenden Gegensatzes auf eine hinter ihnen vorhandene ursprüngliche Einheit, wobei freilich das Dunkel derselben ungelichtet bleibt und in einer philosophisch befremdlichen Weise der Gegensatz von Objekt (Welt, Natur) und Subjekt (Geist, erkennender und die Zeit, das Werden und Vergehen, empfindender Geist) mit dem Gegensatze von Raum und Zeit identifiziert wird. Wer von der intellektuellen Höhe, auf der ein Mann wie Hertz steht, einen Begriff hat, wird gegen Überzeugungen dieser Art nicht mit dem Kirchenglauben anrennen wollen; wohl aber ließe sich sagen, daß eine wissenschaftliche Nötigung, im Weltprozeß nichts anderes als ein vom vergänglichen Aufblitzen des Geistigen begleitetes Getriebe physikalischer Kräfte zu sehen, nicht gerade besteht. Hätte Hertz die philosophische Bewegung der Gegenwart Schritt für Schritt verfolgen können, so wäre ihm das Wiedererwachen eines metaphysischen Bedürfnisses, das freilich, indem es sich die erkenntnistheoretischen Bemühungen der letzten Jahrzehnte zu nutze macht, ungleich skeptischer, ungleich vorsichtiger als im Zeitalter der spekulativen Systeme Fichtes, Schellings und Hegels zu Werk geht, nicht entgangen, wäre schwerlich ohne Einfluß auf ihn geblieben. Der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts populär

Digitized by Google

gewordene philosophische Materialismus hat nachgerade abgehaust; unabhängige Denker haben ihn kritisch zersetzt, und mehr und mehr Zustimmung gewinnt das Wort Schopenhauers: „Der Materialismus ist die rechte Barbiergesellen- und Apotheker-Lehrlings-Philosophie.“ Erkenntniskritisch erweist sich, daß das Denken bei der Untersuchung der letzten, transzendenten, d. h. jenseits der Erfahrung und Erfahrungsmöglichkeit gelegenen Probleme zu widerspruchsfreien, endgültigen Lösungen nicht gelangen kann, daß aber eben darum auch der Materialismus, sofern er mit dem Welträtsel fertig zu werden meint, nichts weiter als eine Hypothese ist, und zwar die dürftigste und oberflächlichste von allen. Doch um auf unseren Dichter zurückzukommen: die Meinung, daß jener überwiegend düstere Charakter seiner philosophischen Weltansicht ihm das Leben getrübt habe, wäre sehr irrig. Wohl hatte auch er Stunden, in denen er die „uralte Trauer“ aller Kreatur über Scheiden und Tod mitempfand und der Sinn oder Endzweck des Lebens ihm zur „Rätselqual“ wurde; aber er fand sich für seine Person in den Gedanken der Vergänglichkeit, mit der Vernichtung des Seins verknüpfte sich ihm die wohltuende Vorstellung eines ewigen Ausruhens, und in dem herrlichen Gedichte „Der Dinurstrom“ gewinnt er dem mit der Kurzlebigkeit behafteten Lose des Menschen sogar eine tröstende und erhebende Auffassung ab. Und unerschrocken ist er seinen Weg gegangen: er wußte, daß gar mancher sein „profanes Dichten mit prüdem Blick und frommem Seufzer richten“ werde, aber „des Strebens freien Mut, des Schaffens Trost“ raubte ihm nichts, und daß man das „Frömmeln“ lassen möge, wenn man ihn einst in das Grab hinabsenke, bittet sich sein Gedicht „Erdenleben“ aus. Er hatte kein Bedürfnis, von einem Jenseits zu träumen, da das Diesseits, wie es sich ihm gestaltet hatte,

Digitized by Google

seine Wünsche befriedigte und eine Veränderung dieses Zustandes für ihn nur einen Verlust bedeuten zu können schien. Ihm war über den Abgründen des Lebens „die Sonne der Liebe" aufgestiegen, und die Liebe, die Ehe mit einer gleichgearteten Frau, war es, die ihn für sich und für sie sagen ließ:

„Ob es auch an Schätzen fehle,
Reich ist nur, wer liebt,
Wem sich eine reine Seele
Voll und treu ergibt.

Gleich den Sel'gen abgeschieden
Ruhn wir holdgesellt;
Fernherauf in unsern Frieden
Tost die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunsch geblieben,
Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unser Lieben! —
Doch sie gleitet fort."

Er war ein vom Schicksal begnadeter Mensch; von seinem „reichen Glück" redet der „Epilog" seiner lyrischen Gedichte, und mit einer Bestimmtheit, wie man sie in solchem Falle bei Männern gereiften Alters höchst selten trifft, hat er mir einmal in einem philosophischen Gespräch auf die Frage, ob er sich glücklich nenne, mit „ja" geantwortet. Einen „stolzen Zecher an des Lebens Tisch" nannte ihn das Gedicht Heyses*), und gewiß, er wußte vornehm und behaglich zu genießen, er war, wenn man das Wort im feinsten Sinne nimmt und des Gemütsreichtums und des Gesinnungsadels, der in Wilhelm Hertz war, darüber nicht vergißt, ein Schüler Epikurs. Ein Gärtnerssohn, aber im Hause eines Hofkochs erzogen, lernte er die Freuden der Tafel frühe schätzen, und

*) Münchner „Jugend" 1902, Nr. 4. (Eingeschickt aus Gardone 9. Januar 1902.)

Digitized by Google

Bacchus, der frohe und schöne Gott, weihte ihn in seine Mysterien ein. In herzlicher Freundschaft waren ihm, dem von Natur höchst Liebenswürdigen und Geselligen, im persönlichen Verkehr Milden und Rücksichtsvollen, tüchtigste Männer zugetan, ein mäßiges Auskommen hielt die Sorge von ihm fern, der Ehren, die man im heutigen Deutschland von Staats wegen für das geistige Verdienst übrig hat, ist er teilhaftig geworden. Und bis zum Ende seiner Tage ist ihm das Glück treu geblieben; ein sanfter Tod hat ihn hinweggenommen, ohne daß er die Gefahr, in der er schwebte, erkannt, ohne daß er die Bitterkeit des Scheidens gekostet hätte.

So ist denn ein in seltenem Grade harmonisches Leben am 7. Januar zum Abschluß gekommen. Was aber zu dieser Wohlgestimmtheit nicht am wenigsten beitrug, ist der Umstand, daß Wilhelm Hertz keinen Zwiespalt von Neigung und äußerem Beruf zu erfahren hatte und daß die beiden Seiten seiner Begabung und Geistesrichtung, die dichterische und die wissenschaftliche, einander ergänzten. Im Fache der deutschen Litteraturgeschichte und Sprache an Hochschulen wirkend, hat Hertz die seinen Studien angemessene und ihm erwünschte amtliche Stellung gefunden und hat als Gelehrter auf dem Gebiete der Germanistik, der Sagenforschung und der Altertumskunde sich litterarisch betätigt. Er veröffentlichte die Schriften: „Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte" (1862); „Über den ritterlichen Frauendienst" (in Hermann Schmids „Heimgarten", München 1864, Nr. 689, 701, 721, nach einem Vortrag); „Die Walküren" (im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung, München, April 1866, nach einem Vortrag); „Deutsche Sage im Elsaß" (1872); „Die Nibelungensage" (Vortrag. Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge, Heft 282, Berlin 1877); „Die Sage vom Parzival und dem Gral" („Nord und Süd", Juli 1881, Sonder-

Digitized by Google

ausgabe in der „Deutschen Bücherei", Breslau 1882; überarbeitet in der Nachdichtung des Wolframschen Parzival); „Die Rätsel der Königin von Saba" (Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. XXVII, 1883); „Beowulf, das älteste germanische Epos" (Vortrag, „Nord und Süd", Mai 1884); „Mythologie der schwäbischen Volkssagen" (Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausg. v. d. k. statistisch-topograph. Bureau, Stuttg. 1884); „Über den Namen Lorelei" (Sitzungsberichte der K. bayer. Akademie d. Wissenschaften 1886); „Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters" (Abhandlungen der K. bayer. Akademie d. Wissensch. 1870); „Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann" (München 1892, Verlag der Akademie der Wissensch.); „Die Sage vom Giftmädchen" (Abhandlungen der K. bayer. Akad. d. Wissensch. 1893); „Aristoteles bei den Parsen" (Sitzungsberichte der K. bayer. Akad. d. Wissensch. 1898). Nahezu vollendet hinterließ Hertz eine Abhandlung, welche den Titel haben wird: Die Todesarten griechischer Denker und Dichter in der Überlieferung der Alten. Hinzukommen noch einige Bücheranzeigen (Alte französische Volkslieder, übersetzt von Bartsch, Beil. z. Allgem. Ztg., 1881, Nr. 338 und Allg. Ztg. Nr. 339; Schröter, Das Nibelungenlied in der Oktave nachgedichtet, Literaturblatt f. german. und roman. Philologie 1883, Nr. 3; Karl Bartsch, Gesammelte Vorträge und Aufsätze, ebenda 1883, Nr. 7; Joh. Schrott, Gedichte Oswalds von Wolkenstein, übersetzt und ausgewählt, ebenda 1887, Nr. 9) sowie ein paar populäre Aufsätze (Der Maigraf, Gartenlaube 1884, Nr. 22; Die Hexenprobe, eine kulturgeschichtliche Studie, ebenda 1884, Nr. 52; Mörikes Feuerreiter, ebenda 1888, Nr. 12); einzurechnen sind hier aber auch die sehr umfangreichen „Anmerkungen" und Einleitungen zu den von Hertz herausgegebenen Nachdichtungen mittel-

Digitized by Google

alterlicher Epen, insbesondere die Anmerkungen zum Parzival und zum Tristan und die drei großen Einleitungen zum „Spielmannsbuch" über „Die Spielleute", über „Die ältesten französischen Novellen" und über „Die bretonischen Feen". Ein erstaunlicher Reichtum des gründlichsten Wissens ist in diesen Veröffentlichungen niedergelegt, und gleichen Gewinn schöpfen aus ihnen Mythologie und Etymologie, Litteraturgeschichte und Kulturgeschichte; was ihnen aber einen erhöhten und besonderen Reiz gibt, ist die sprachliche Form, die sie bieten. Nicht etwa einen blühenden, wortreichen und nach Bildern haschenden Stil suche man in ihnen; das wäre die Art des Rhetors, nicht des Poeten, und dem wissenschaftlichen Ernste, dem es um die sachliche Aufhellung, um die Ermittlung des Wahren zu tun ist, widerstrebend. Doch kann ja auch wissenschaftlichen Werken, zumal philosophischen und historischen, die Veranlagung des Dichters und des dichterisch empfindenden Schriftstellers von großem Nutzen sein; denn Keiner hat wie diese das feine und sichere Gefühl für das Wort, für die dem Vorstellungsinhalt vollkommen kongruente Schattierung und Fügung des Ausdrucks, Keiner vermag wie sie durch ungesuchte Anschaulichkeit und Farbigkeit den Gedanken zu beleben, und Keinen auch beherrscht so wie sie der Drang, jegliche schriftliche Mitteilung zu einem in der Form einheitlichen Ganzen zu bilden. Das sind nun Vorzüge, welche jene Schriften von Wilhelm Hertz vor vielen anderen ihrer Gattung auszeichnen, und ihre Wirkung ist, daß seine Anmerkungen, Erläuterungen und Nachweise zu den epischen Dichtungen oft den Eindruck abgerundeter kleiner Kunstwerke machen und neben dem Gelehrten immer auch den geistreichen Mann erkennen lassen. Wie aber in diesem Stücke dem Prosaisten und Forscher der Dichter zu gute gekommen ist, so hat auch wiederum die wissenschaftliche Arbeit den Poeten gefördert,

Digitized by Google

und zwar indem sie vor seiner Phantasie eine Stoffwelt ausbreitete, welche episch neuzugestalten ihn immer und immer wieder anlockte. Unter den sehr spärlichen „Sprüchen", welche sein der Reflexion abgeneigtes Dichten hervorgebracht hat, bezeichnet einer dieses tiefe Verlangen seines Geistes auf das schönste: „ins Land der Sage" als „in das Morgenrot der Welt" will er blicken. Lebenseindrücke, wird man aussprechen dürfen, haben Wilhelm Hertz zum Lyriker gemacht; der Epiker Hertz aber ist aus den altdeutschen, angelsächsischen, altfranzösischen und altbretonischen Studien des Forschers und Dozenten emporgewachsen.

Und welche frohe, welche unversiegbare Schöpferlust offenbaren uns nun diese Dichtungen! Eine bunte und kaum endende Reihe von Gestalten führen sie vor unser Auge, und nicht besser könnte man in kürzester Zusammenfassung ihre Art und Fülle schildern als mit den Worten, welche Eduard Paulus dem durch den Tod ihm entrissenen Freunde nachgerufen hat:

„Den Strömen, welche zu den Quellen führen
Des deutschen Volkes, hast Du fromm gelauscht,
Aus seinen Sagen, Schwänken, Aventüren
Ist Dir der Dichtung reinster Born gerauscht,
Mit Riesen, Zwergen, Feen und Walküren
Hast Du geheime Zwiesprach ausgetauscht
Und hast gehämmert aus gediegnem Golde
Die Bilder von Ginevra und Isolde"*).

Neben dem lyrischen Subjektivismus, den wir in den „Gedichten" kennen gelernt haben, begegnet uns bei Hertz schon frühe eine auf das Objektive, auf die Schilderung geschichtlicher und sagenhafter Begebenheit gerichtete Phan-

*) Im „Schwäbischen Merkur", der diese Verse an Hertz in Nr. 30 vom 20. Januar gebracht hat, steht „Lieder" statt „Bilder", aber vermutlich durch Druckfehler, da man Lieder nicht wohl „hämmern" kann.

Digitized by Google

tasietätigkeit. Eine Wendung zum Drama hätte hier erfolgen können, und merkwürdigerweise stammt aus der Jugend-, ja fast noch aus der Knabenzeit des Dichters eine Menge dramatischer Entwürfe und Versuche. Aber Hertz hat diese Gattung der Dichtkunst später gänzlich unangebaut gelassen, und auch das im Jahr 1857 vollendete und bei einer Preisbewerbung eingereichte Drama „Ezzelin" ist niemals veröffentlicht worden. Dagegen suchte jener Trieb nach poetischer Gestaltung geschichtlicher und sagenhafter Vorgänge zunächst in der Dichtung von Balladen und Romanzen Befriedigung. Ausnahmsweise, in der erzählenden Vergegenwärtigung des Todes der alexandrinischen Märtyrerin Hypatia, hat hiebei ein der antiken Welt zugehöriger Stoff Behandlung gefunden, ein paarmal auch versuchte sich Hertz an Stoffen des Morgenlandes; die ungleich stärkere Neigung des Dichters aber ging von Anfang an auf die altdeutsche und altnordische Überlieferung und Sage, und eine Gruppe von Balladen, welche sämtlich aus der Zeit um 1855 herrühren, gibt davon Zeugnis: „Ratbod der Friese" und andere, die, wie „Helgi und Hedin", in der vierzeiligen Nibelungenstrophe gedichtet sind. In ihnen zuerst drängte sich die Freude am Heldentum, an der Heldentreue und am hochgemuten und kühnen Männerkampf, die ein wesentliches Element der gesamten Hertzischen Dichtung ist und die deutsche Natur ihres Sängers bezeichnet, hervor, in ihnen zuerst auch floß der Wunsch und Drang, Werke der Poesie zu schaffen, mit den wissenschaftlichen Neigungen des jungen Mannes zusammen. Nachhaltiger aber und unter größerem Aufschwung des poetischen Vermögens verknüpften beides die eigentlichen epischen Schöpfungen. Ihre Reihe eröffnet das im Jahre 1859 vollendete epische Gedicht „Lanzelot und Ginevra"; „Hugdietrichs Brautfahrt", im Jahre 1860 zu Oxford

Digitized by Google

vollendet, und „Das Rolandslied", die Überſetzung des älteſten franzöſiſchen Epos, der Chanſon de Roland, folgten 1862 und 1861*). Im Jahre 1862 gab Hertz eine Überſetzung der auf altbretoniſchen Liebesſagen beruhenden Poetiſchen Erzählungen oder Lais der älteſten Dichterin franzöſiſcher Zunge, der Marie de France, heraus, 1865 eine Überſetzung der altfranzöſiſchen Novelle „Aucaſſin und Nicolette". „Heinrich von Schwaben. Eine deutſche Kaiſerſage" wurde 1865 in Rom vollendet und erſchien 1867 in erſter, 1869 in zweiter Auflage, Triſtan und Iſolde von Gottfried von Straßburg, neu bearbeitet und nach den altfranzöſiſchen Triſtanfragmenten des Trouvere Thomas ergänzt, erſchien 1877, in zweiter, durchgeſehener Auflage 1894, in dritter 1901. „Bruder Rauſch. Ein Kloſtermärchen", 1881 gedichtet, erſchien in erſter und zweiter Auflage 1882, in dritter Auflage 1889, in vierter, mit Zeichnungen von Franz Staſſen, 1902. Im „Spielmannsbuch", einer „Sammlung von Novellen in Verſen aus dem 12. und 13. Jahrhundert", die in erſter Auflage 1886, in zweiter, verbeſſerter und vermehrter, 1900 veröffentlicht wurde, vereinigte Hertz mit den Lais der Marie de France und mit „Aucaſſin und Nicolette" die Überſetzungen anderer, von den Spielleuten des Mittelalters, dem Volke der fahrenden Sänger, überlieferter altfranzöſiſcher und altengliſcher Erzählungen, Legenden und Schwänke; einzelne dieſer kleinen Dichtungen hatte Hertz ſchon zuvor in Zeitſchriften (Vom Fels zum Meer 1884, Deutſche Wochenſchrift 1884, Münchner bunte Mappe 1884 und 1885, Gartenlaube 1885, Nord und Süd 1885, Deutſche Dichtung 1887 und 1888) ver-

*) „Hugdietrichs Brautfahrt" erſchien zuerſt im Münchner Dichterbuch vom Jahre 1862, ſodann im Einzeldruck bei Kröner 1863, in 3. Aufl. (Miniaturausgabe) 1880. Eine Prachtausgabe mit Illuſtrationen von A. v. Werner erſchien 1872.

Digitized by Google

öffentlicht. Zuletzt, 1898, folgte in erster und zweiter Auflage Wolfram von Eschenbachs Parzival, neu bearbeitet. Anschließen möchte man an die epische Reihe noch zwei an den Schluß der „Gesammelten Dichtungen" gestellte Gedichte „Beowulfs Tod" (oder, wie der Titel im Schwäbischen Dichterbuch vom Jahre 1883 lautete, „Beowulfs Kampf mit dem Drachen"), aus dem Angelsächsischen übersetzt, und „Des Königs Eirik Blutaxt Ehrenlied" aus dem Altnordischen.

Eine mehr reproduktive als aus Eigenem schöpfende Phantasie scheint es auf den ersten Anblick zu sein, die in diesen Dichtungen waltet. Denn Nachdichtungen, „Neubearbeitungen" älterer Werke sind sie in der Mehrzahl, einige begnügen sich sogar mit dem Titel Übersetzungen, und wo, wie bei „Lanzelot und Ginevra" und „Heinrich von Schwaben", eine unmittelbare dichterische Vorlage fehlt, ist doch das stoffliche Gerüst oder die Fabel den romanartigen Erzählungen und der Sage der mittelalterlichen Zeit entnommen. Es wäre indessen töricht, um dieses Sachverhaltes willen unseren Dichter geringer einschätzen zu wollen. Denn Sagenstoffe sind Gemeingut des Volkes, und überdies haben die großen höfischen Epiker des Mittelalters, deren Dichtungen Hertz in eine neue Form goß, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, selbst Vorlagen gehabt, französische Epen, von denen sie mehr oder weniger abhängig waren. Jeder Kundige weiß aber auch, daß die Möglichkeit einer wörtlichen Übertragung bei den Werken der mittelhochdeutschen Dichter nicht gegeben ist, da sich das Neudeutsche von der Sprache des 12. und 13. Jahrhunderts schon weit entfernt hat und, wenn der Ausdruck gemeinverständlich sein und dabei von uns Heutigen als ein dichterischer empfunden werden soll, nahezu Zeile um Zeile Veränderungen des ursprünglichen Wortbestandes notwendig werden.

Digitized by Google

Hiezu kommt, daß Hertz, soweit es zweckmäßig war, auch eine innere Umbildung seiner Vorlage im Auge zu behalten pflegte; so hat er in den Erzählungen des „Spielmannsbuches" zwar auf eine treue Wiedergabe der Originale eine sich immer wieder erneuernde Sorgfalt gewendet, aus künstlerischer Absicht aber doch hie und da mit schonender Hand in den ursprünglichen Text Eingriffe gemacht. Und mit noch viel größerer Freiheit verfuhr er ja bei seinen „Neubearbeitungen". Über die Grundsätze, die ihn hiebei leiteten, hat er sich selbst in den Vorreden zu Tristan und Isolde und zum Parzival ausgesprochen. Da es ihm vornehmlich galt, „den Gebildeten von heute einen möglichst frischen und reinen Eindruck des (alten) Gedichtes zu gewähren", so war er mit Recht mehr auf eine „freie, aber pietätvolle Bearbeitung" als auf eine „philologisch treue Übersetzung vom ersten bis zum letzten Wort" bedacht; zu diesem Zwecke mußten vor allem die Originale gekürzt, zumal von zahlreichen weitschweifigen Episoden befreit, aber auch in manchen Abschnitten auf einen kleineren Umfang zusammengezogen werden. Die in den mittelalterlichen Epen häufigen Gedanken- und Wortwiederholungen mußten eingeschränkt, allerlei Einzelheiten des Ausdrucks wie Tropen und dergleichen dem veränderten und geläuterten Geschmack der neueren Zeit angepaßt werden. Sehr treffend bemerkt Hertz, bei Übersetzungen von altdeutschen Dichtungen sei vielfach eine eigentümliche Mischsprache zur Anwendung gekommen, welche aufgehört habe, mittelhochdeutsch zu sein, ohne darum neuhochdeutsch zu werden; diesem Mißstand gegenüber sei es sein Bestreben gewesen, das Gedicht des 13. Jahrhunderts in die Dichtersprache des 19., in seine eigene Sprache zu übersetzen. Endlich mußte auch der Versbau der Originale, wenngleich im wesentlichen festgehalten, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unseres Ohrs

Digitized by Google

gewisse Modifikationen erleiden. Vergegenwärtigt man sich das Ganze dieser Umbildungen, so ergibt sich, daß die Neubearbeitung keinen geringeren Aufwand von Mühe erfordert haben kann als die ursprüngliche Abfassung, und daß sie auf Schritt und Tritt auf selbständiges dichterisches Empfinden und Schaffen angewiesen war.

Nach der epischen Seite hin liegt die Fülle und die Hauptstärke des Talentes von Wilhelm Hertz, und von ihr aus wird sein Charakterbild in der Litteraturgeschichte gezeichnet werden; wie sich aber beim Lyriker ein Fortschreiten zu immer größerer Beseeltheit und immer klangmächtigerer Formschönheit erkennen ließ, so ist auch die Kunst des Epikers Hertz allmählich gewachsen, und erst aus der zweiten Hälfte seines Lebens, aus der Zeit nach 1870, stammt das technisch Beste und geistig Bedeutendste, was er uns geschenkt hat. Unter den Versepen der früheren Jahre steht „Hugdietrichs Brautfahrt" an poetischem Wert obenan; mit glücklichem Geschmack hat Hertz das ihm als Vorlage dienende trockene und unbeholfene Gedicht des 13. Jahrhunderts im Versbau und inhaltlich umgebildet und so der dem gotisch-lombardischen Sagenkreise zugehörigen Erzählung eine anziehende Form gegeben. Ueber die prosaische Frage nach der Wahrscheinlichkeit der kecken Fabel darf man nicht stolpern; hilft sie sich doch selbst mit ein paar humoristischen Lichtern. Das epische Gedicht „Lanzelot und Ginevra" prangt mit glänzenden, farbigen Schilderungen; aber die der bretonischen Sage nachgedichteten Begebenheiten und Charaktere machen nicht durchaus den Eindruck der inneren Wahrheit. Die üppigschöne Ginevra, die Gemahlin des Königs Artus und die Geliebte Lanzelots, die zu Anfang als ein Weib von heißer Sinnlichkeit und stolzem Mute gezeichnet ist, zeigt des Schwächlichen nachher zu viel, und ihres Feindes Mordred schwarze Bos-

Digitized by Google

heit fällt ins Theatralische*). Zarte und liebliche Züge hat „Heinrich von Schwaben", und es ist das Heimatgefühl des Dichters, das diese Erzählung durchwärmt; von Wunderbarem müssen wir dabei freilich starke Stücke mit in Kauf nehmen. Den gereiften Meister, der mit vollendeter Sicherheit die Übersetzungs- oder Übertragungskunst handhabt, erweist das „Spielmannsbuch". Als Ganzes setzt es einiges litterarhistorisches Interesse voraus; doch ist in den kleinen Erzählungen, die es gibt, viel Anmutiges, Zierliches, Schalkhaftes und Naives, und während hier der Mutwille regiert, macht sich dort — es sei an die Legenden „Der Ritter mit dem Fäßlein" und „Der Tänzer unsrer lieben Frau" erinnert — sittlicher Gehalt geltend. Mit drei Werken aber hat Wilhelm Hertz sein gesamtes poetisches Schaffen aufs herrlichste gekrönt: mit dem Tristan, dem Parzival und dem Bruder Rausch. In der Sprachform, in der uns Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach ihre großen Dichtungen überliefert haben, sind diese heute nur für die Wenigsten genießbar; aber auch inhaltlich haftet ihnen manches Unerquickliche an, da es, zumal bei Wolfram, mit der künstlerischen Bewältigung des Stoffes noch mangelhaft bestellt ist und (das gilt von der mittelalterlichen Ritterdichtung überhaupt) das soziale

*) Vgl. zu „Lanzelot und Ginevra" das Urteil Franz Pfeiffers (Freie Forschung, Wien 1867, S. 453): „Wie sehr auch dieser Versuch, die alte bretonische Sage in einer dem Geschmacke unserer Zeit zusagenden Weise zu erneuern, vom Erzählertalent und der dichterischen Begabung des Verfassers zeugte, so war doch die Wahl des Stoffes insofern keine glückliche, als auf dem Gebiete des Artus-Sagenkreises für unsere Dichter keine Lorbeern zu holen sind und selbst das eminenteste Talent sich vergeblich abmühen wird, diesen nebelhaften, schemenartigen Gestalten einer frostigen und matten Einbildungskraft Leben einzuhauchen." Die Schönheiten der Hertzschen Dichtung wollen hiemit nicht verkannt sein.

Digitized by Google

Weltbild, das uns entrollt wird, viel Abgeschmacktes hat. Durch die Neubearbeitungen von Wilhelm Hertz haben beide Epen eine poetische Wiedergeburt erfahren, und mit ihr erst ist dieses vom Genius Deutschlands im 13. Jahrhundert erworbene Nationalgut in den lebendigen Besitz der Gegenwart zurückgegeben worden. Die Bedachtsamkeit und Weisheit des Erneuerers, die hohe dichterische Schönheit seines Werkes, der Wohllaut, die Kraft und die nirgends versagende Zwanglosigkeit und Natürlichkeit seiner Sprache können nicht genug gerühmt werden. Noch um einen Grad schwieriger als bei Tristan war die künstlerische Aufgabe bei dem ungefügeren Parzival, und es bleibt bei ihm — wie es ja ohne eine Zerstörung des Originals gar nicht anders möglich ist — auch in der Neubearbeitung von Hertz für unser modernes Empfinden und Denken ein Rest von Fremdartigem: die Gemütstiefe der Dichtung Wolframs erscheint im hellsten Glanz, aber das zwecklose Aufeinanderlosschlagen der fahrenden Ritter, die Seltsamkeiten und Willkürlichkeiten der Namengebung, auch die wunderliche Mystik und Symbolik der Gralsburg sind Dinge, die wir uns als das Zubehör einer überwundenen Kulturstufe gefallen lassen müssen. Dagegen ist „Tristan und Isolde" eine vollkommene Eroberung; denn das Thema dieser Dichtung ist die allmächtige Liebe, die Liebe zwischen Mann und Weib, die noch zu allen Zeiten und bei allen Völkern im wesentlichen die gleichen Seelenzustände bewirkt hat; es ist eine Menschheitsdichtung, und in der Form, die ihr Hertz gab, liest sie sich fast wie ein moderner Roman. Das Epos Gottfrieds von Straßburg ins Neudeutsche zu übertragen, ist von Mehreren unternommen worden: auf den unvollendeten und eine freie Nachdichtung anstrebenden Versuch Immermanns folgten die Übersetzungen von Hermann Kurz und von Simrock. Nur der ersteren

Digitized by Google

ist dichterisches Vermögen zu gute gekommen, und wer nun heute, ohne nach dem mittelhochdeutschen Original Gottfrieds zu greifen, „Tristan und Isolde" kennen lernen will, hat zwischen der treuen und trefflichen Übersetzung von Hermann Kurz und der kongenialen Neubearbeitung von Wilhelm Hertz die Wahl; überflüssig macht die eine die andere nicht, da Kurz den Text Gottfrieds Zeile um Zeile und also vollständig wiedergibt, bei Hertz aber ein gekürzter, freilich auch dem neueren Kunst- und Sprachgefühl durchgehends angepaßter Text zu finden ist. Mit den wissenschaftlichen Erläuterungen welche Hertz seinem Buche beigefügt hat, können sich die Einleitung und die Anmerkungen von Hermann Kurz nicht messen; darin ist dieser überholt. Meister Gottfried ist bekanntlich vor der Vollendung seines Werkes gestorben, seine Dichtung bricht mitten im 30., „Isolde Weißhand" überschriebenen Gesang ab; Kurz und Hertz haben einen Schluß hinzugedichtet, und zwar Kurz mit frei waltender Phantasie, wenn auch unter Anlehnung an die mittelhochdeutschen Tristanfortsetzungen Ulrichs von Türheim und Heinrichs von Freiberg, Hertz dagegen, indem er zwei dem altfranzösischen Gedichte des Thomas, der Quelle Gottfrieds, entnommene Stücke in freier Bearbeitung beifügte. Daß der Operntext Richard Wagners keinen Ersatz für Meister Gottfrieds Dichtung abgibt, muß gegenüber dem hypertrophischen Musikkultus unserer Zeit ausdrücklich gesagt werden. Mit der Neubearbeitung von Wilhelm Hertz aber ist für die Tristansage in Erfüllung gegangen, was der Germanist Franz Pfeiffer schon im Jahre 1867 für die altdeutsche Dichtung prophezeit hatte. Nicht ohne Mühe und Anstrengung, führte er aus, könne man diese versunkenen Schätze heben, und es gehöre dazu, daß man nicht nur mit einem wirklichen poetischen Talente begabt ist, sondern auch in den alten Schriften, aus

Digitized by Google

denen der Geist der Vorzeit zu uns spricht, lesen gelernt hat. „Wenn aber über kurz oder lang einmal der Rechte kommt, der durch die strenge Schule ernster Forschung gegangen ist und auf dessen Stirne die Gottheit ihren Stempel gedrückt, dem wird sich die Dornhecke wie von selbst öffnen, der wird das verzauberte Königskind durch seine Umarmung zu neuem Leben erwecken, und wir werden dann nicht mehr zu beklagen haben, daß unserer Zeit die nationale Epopöe versagt ist . . . Wenn ich mich nicht ganz täusche, so ist der, von dem wir in der angedeuteten Weise die Wiedergeburt unserer alten volksmäßigen Heldendichtung erwarten dürfen, schon gekommen." Hierauf nennt Pfeiffer, auf „Hugdietrichs Brautfahrt" verweisend, den Namen Wilhelm Hertz.

„Tristan und Isolde" ist ein Gemälde der gewaltigsten Leidenschaft, kühner und inniger, das ganze Sein zweier Menschen durchdringender und ausfüllender Liebe, in der Macht des Empfindens der Shakespeareschen Dichtung von Romeo und Julia ebenbürtig. Erotische Schilderungen fehlen weder bei Gottfried von Straßburg noch bei Hertz; gehört doch die unbegrenzte, obwohl ehebrecherische, Hingabe der Liebenden zum Bestande dieser Geschichte. Es heißt aber vom Moralischen die allerbornierteste Auffassung haben, wenn man wie der Litterarhistoriker Gödeke erklärt, der „unsittliche" Stoff drücke, je verlockender er behandelt sei, nur um so mehr die ethische Natur des Dichters (Gottfrieds) herab. Ich möchte nicht davon reden, daß der mittelalterliche Dichter entschuldigt ist, da nach seinem Glauben der Minnetrank die Kraft eines mit Naturnotwendigkeit wirkenden Zaubers hat, dem sich zu entziehen das Liebespaar gar nicht im stande ist; ich möchte auch nicht mit Wolfgang Golther*) eine „All-

*) Einleitung zu Gottfrieds Tristan in der Kürschnerschen Deutschen National-Litteratur vom Jahre 1888.

Digitized by Google

tagsmoral", die im Leben, und eine Ausnahmsmoral, die in der Dichtung gelte, unterscheiden, so zutreffend es ist, wenn er beifügt, der tragische Ernst adle die Dichtung. In Wahrheit liegen die Dinge vielmehr so, daß Tristan und Isolde — mit oder ohne Minnetrank — nach dem Rechte, das sein sollte, einander gehören, daß eine Liebe von solcher Tiefe, Stärke und Dauer etwas Heiliges ist und die menschliche Satzung, die ihr als feindliche Macht entgegentritt, zu einem Sinnlosen, Brutalen und Frevelhaften wird. Nicht um leichtfertiges Tändeln oder um lüsterne Regungen handelt es sich hier, sondern um ein Gefühl, das Achtung gebietet, das dem Geiste ehrwürdig ist. Demgemäß ist „Tristan und Isolde" ein flammender Protest gegen die Knechtung und Vergewaltigung des Seelenlebens durch Kirche und Staat, gegen die Unlöslichkeit der Ehe; das liegt nicht gerade in der Absicht der Dichtung, wohl aber ist es der letzte Sinn der Fabel, und das endgültige Urteil über die Liebenden spricht mit dem sicheren, schönen Takte des Volksbewußtseins die Sage selbst, indem sie aus dem Grabe von Tristan und Isolde eine Weinrebe und einen Rosenbusch aufwachsen läßt, die sich untrennbar verschlingen: die Natur verwirft durch ein Zeichen die menschliche Satzung. Der Unsittliche aber ist für das ethische Urteil König Marke, der egoistisch und aus sinnlichem Behagen — darüber läßt der Gesang „Scheiden und Meiden" keinen Zweifel — die Aufrechterhaltung einer Ehe ohne gegenseitige Liebe erzwingt und, ein mit Blindheit geschlagener Tor, darüber sich selbst verdirbt und die Andern. Damit will ich selbstverständlich nicht jede Handlung Isoldens in Schutz nehmen, ihr Verhalten gegen die treue Brangäne ist sogar einmal geradezu schlecht; aber auch diesen Zug macht die elementare Leidenschaft, von der sie ergriffen ist, psychologisch erklärlich. Ich führe

Digitized by Google

zu Gunsten Gottfrieds von Straßburg schließlich das Urteil eines Buches an, das in einigen Teilen zu Widerspruch Ursache gibt, als Ganzes aber eine höchst achtbare und wahrhaft nationale Leistung zu nennen ist. Adolf Bartels bemerkt: Gottfrieds „Auffassung von der Liebe ist nicht niedrig, ist im Gegenteil, da er sie als Mittelpunkt der Welt setzt, groß und entspricht sehr wohl unserer deutschen Auffassung, da wir stets, viel mehr als die Romanen, das Recht der Leidenschaft vertreten haben. Gervinus, obgleich auch er ein moralischer Doktrinär ist, trifft hier das Richtige, indem er ‚Tristan und Isolde' einfach an die Seite des ‚Werther' setzt. Ich will nicht leugnen, daß die große Dichtung an Frivolität hie und da streift und partienweise Abscheu erwecken kann, aber mit dem Abscheu verbindet sich doch auch stets das Grauen vor der unheimlichen Macht der Leidenschaft, und das wirkt auf den richtigen Leser wieder sittlich"*).

Noch ein Werk bleibt für unsere Betrachtung übrig: die dichterisch selbständigste epische Schöpfung, welche Wilhelm Hertz hervorgebracht hat, die geistvollste und diejenige, in der sein Schaffen den Gipfelpunkt erreichte. Es ist „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen". Ein wundersames Werk, dessen größte Leistung darin liegt, daß es die Art des Klostermärchens wahrt, uns in die mittelalterliche Zeit, in welche die Begebenheiten verlegt sind, versetzt und gleichwohl das Gefäß von Anschauungen und Ideen bildet, die nur der moderne Geist und die hellblickende Gegenwart erzeugen konnten. Es gibt ein paar Bücher der Weltlitteratur, die zugleich für den naiv

*) Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Litteratur. Erster Band: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1901. Ich empfehle insbesondere den Abschnitt: „Johann Wolfgang Goethe". Der zweite Band ist im Erscheinen begriffen.

Digitized by Google

genießenden, ununterrichteten und für den mit höchster Geistesbildung ausgestatteten Leser ein Labsal sind und bleiben: Don Quixote von Cervantes und Swift-Gullivers Reise nach Lilliput mögen als Beispiele genannt sein. Die naive Aufnahme ergötzt sich an ihrem Erzählungsinhalt und ihrer Erzählungsform; der reife Kunstverstand findet sich auch von dieser Seite her befriedigt, was ihm aber die größere Bewunderung abnötigt, ist, daß die Erzählung, ohne aus der Art des Kunstwerks zu fallen, symbolisch ist, daß sie einen geheimen, tiefen, als Welt- und Lebensweisheit zu schätzenden Sinn hat. In die Klasse dieser Bücher, deren Zustandekommen immer ein höchst seltener Glücksfall ist, gehört „Bruder Rausch".

Die zweite der Abhandlungen, welche in der vorliegenden Gedenkschrift vereinigt sind, soll dieses Urteil begründen, soll einer eindringlichen Betrachtung des „Bruder Rausch" gewidmet sein. Hier aber, am Schlusse des Nekrologs, habe ich den Litteraturfreund noch mit dem äußeren Lebensgange des Dichters bekannt zu machen, indem ich in knappen Zügen und ohne Wiederaufzählung der Werke das Tatsächliche verzeichne.

Karl Heinrich Wilhelm Hertz wurde geboren am 24. September 1835 in Stuttgart als der Sohn des Handels- und Landschaftsgärtners Wilhelm Hertz und der Ehefrau desselben, Karoline, einer geborenen Pfizenmayer aus Winzerhausen. Beide Eltern gehörten der protestantischen Konfession an und waren schwäbischer Herkunft: der Vater des Landschaftsgärtners Hertz, gleichfalls Wilhelm genannt, war königlicher Hofbediensteter zu Stuttgart gewesen, der Vater der Mutter war der aus Kirchberg (bei Marbach) gebürtige königlich württembergische Revierförster Pfizenmayer. Daß der Großvater Hertz Rätsel in Versen verfaßte und der Vater Hertz ein mit Zeichnungen ausgestattetes, im Jahre 1840 bei Hoffmann in

Digitized by Google

Stuttgart verlegtes Buch „Der praktische Landschaftsgärtner. Eine Anleitung zur Anlegung oder Verschönerung von Gärten“ schrieb, verdient bemerkt zu werden; letzterer Umstand erinnert an Kaspar Schiller, den Vater des Dichters*). Karoline Hertz starb, 21 Jahre alt, am Kindbettfieber; der Knabe, dessen Geburt ihr das Leben kostete, kam sogleich nach dem Tode seiner Mutter in das Haus des Hofkochs Rühl, mit dem seine Großmutter, eine geborene Schwab, die Witwe des Hofbediensteten Hertz, in zweiter Ehe verheiratet war. Wilhelm besuchte vom Herbst 1843 an die Realanstalt (die jetzige Friedrich-Eugens-Realschule) zu Stuttgart, und zwar durchlief er die Klassen I—VI, rückte auch noch in die siebte Klasse vor, verließ aber im Januar 1850 diese Anstalt, um im Februar als Landwirtschaftspraktikant auf dem Berkheimer Hof nächst der Solitude einzutreten und sich sodann, vom Herbst 1850 bis zum April 1851, auf der polytechnischen Schule (der jetzigen Technischen Hochschule) zu Stuttgart zum theoretischen Studium der Landwirtschaft vorzubereiten. Nun aber gewannen die humanistischen Neigungen des Jünglings die Oberhand; Wilhelm Hertz entschloß sich, das Stuttgarter Gymnasium (Eberhard-Ludwigs-Gymnasium) zu besuchen und zu absolvieren; er trat zu Ostern 1851 als Hospes in die sechste Klasse dieser Anstalt ein und durchlief die oberen Klassen bis Ostern 1855. Nach bestandener Maturitätsprüfung bezog er die Universität Tübingen. Sein Vater war schon im März 1841 gestorben. Er hatte sich zum zweiten Male verheiratet, und aus dieser Ehe stammen eine Halbschwester und zwei Halbbrüder des Dichters, von denen uns der eine, Hermann, in den Gedichten Wilhelms begegnet ist.

In Tübingen hörte Wilhelm Hertz während eines

*) Vgl. meine Biographie Schillers I, S. 30—32.

Digitized by Google

über 7 Semester sich erstreckenden Studiums außer einigen andern Kollegien bei Reiff Geschichte der neueren und der griechischen Philosophie, Metaphysik, Praktische Philosophie und Psychologie, bei Zech Populäre Astronomie, bei Köstlin Geschichte der philosophischen Moral, Ästhetik und über Goethes Faust, bei Friedrich Vischer über Shakespeares Dramen, bei Teuffel Geschichte der griechischen Lyrik, bei Rudolf Roth Grammatik des Sanskrit, Zend und Neupersisch, bei Adalbert v. Keller deutsche Litteraturgeschichte, deutsche Grammatik, Paläographische Übungen, über Sämunds Edda, Erklärung des Ulfilas, über das Nibelungenlied, über Cid, über Don Quixote und Erklärung des Romans des sept sages, bei Wilhelm Ludwig Holland deutsche Mythologie und über Boccaccios Decamerone, bei Moritz Rapp vergleichende Grammatik, über Shakespeares Macbeth, über Calderon und Camoens und Serbische Sprache, bei Max Duncker Geschichte der europäischen Staaten. Durch Holland wurde er bei Uhland eingeführt, und, von diesem ermutigt, entschied er sich für das Fach der Germanistik. Zum Abschluß des Universitätsstudiums promovierte er im August 1858 mit einer Dissertation über „Die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter" als Doktor der Philosophie.

Ein Aufenthalt in München vom November 1858 bis zum März 1859 folgte zunächst. Auf die süddeutsche Hauptstadt hatte sich schon das Augenmerk des Tübinger Studenten gelenkt, als er im Jahr 1857 für die von König Maximilian II. ausgeschriebene dramatische Preisbewerbung das Manuskript seines Dramas „Ezzelin" einschickte; der Preis war Heyses Sabinerinnen zu teil geworden, eine lobende Anerkennung der Preisrichter aber hatte „Ezzelin" gefunden, und nun drängte es Hertz, mit den um Geibel gescharten Poeten persönlich bekannt zu werden. Der Münchener Hans Hopfen, der sich zu-

Digitized by Google

vor bei einem Bundesfest des Tübinger Korps der „Franken“ mit Hertz befreundet hatte, empfing den Neuangekommenen. Eine Einberufung zum württembergischen Militärdienst beendete diesen Aufenthalt; der junge Dichter kehrte nach Stuttgart zurück und wurde zu Anfang des Mai 1859 zum Leutnant im 6. Infanterie-Regiment ernannt. In diesen Tagen erlebte er schreckliche Geschicke; denn sein Stiefbruder Hermann, an dem er mit Innigkeit hing, suchte in Untertürkheim den Tod und starb am 11. Mai nach schwerem Ringen. Vier Monate darnach aus dem Militärdienst beurlaubt, verweilte Wilhelm Hertz vom Januar bis zum Mai 1860 wiederum in München. Die zweite Hälfte des Jahres 1860 füllte eine zu germanistischen und romanistischen Studien unternommene Reise nach England aus; sie führte Hertz nach London, Oxford, Edinburgh, Glasgow, an die schottische Nordküste und bis zu den westlichsten Inseln, nach York, Kenilworth und Stratford am Avon; den Rückweg nahm er im November über Rouen und Paris, zu Ende Dezember 1860 war er wieder in Stuttgart. Im Februar 1861 zu nunmehr ständigem Aufenthalt nach München übergesiedelt, habilitierte er sich im Juni 1862 mit der Abhandlung „Der Werwolf“ bei der philosophischen Fakultät der Universität als Privatdozent. Seine Vorlesungen hatten zu Gegenständen das Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide, deutsche Grammatik, Parzival, Beowulf, Tristan und Isolde und Gudrun. Im Sommer 1865 nahm er einen längeren Urlaub für eine Studienreise durch Südfrankreich nach Italien, nach Neapel und Rom. Im August 1869 wurde er an der Technischen Hochschule zu München zum außerordentlichen Professor „der allgemeinen und deutschen Litteraturgeschichte“ ernannt, im März 1878 zum ordentlichen Professor „für deutsche Sprache, sowie für allgemeine und deutsche Litteraturgeschichte“. Die Vorlesungen, die er

Digitized by Google

an der Technischen Hochschule zu halten pflegte, erstreckten sich hauptsächlich auf ältere deutsche Litteraturgeschichte, deutsche Sprache und mittelhochdeutsche Interpretationsübungen. Im Jahre 1885 wurde er zum außerordentlichen Mitglied der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt, im Jahr 1890 zum ordentlichen. Im Jahr 1878 erhielt er die königlich württembergische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und das Ritterkreuz des königlich bayerischen Verdienstordens vom heiligen Michael 1. Klasse. Im November 1892 wurde ihm das Ritterkreuz des königlich bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst verliehen, Kapitelmitglied des nämlichen Ordens wurde er im Jahr 1898. Das Komturkreuz 2. Klasse des württembergischen Friedrichsordens erhielt er 1896, den mit dem persönlichen Adel verknüpften Verdienstorden der bayerischen Krone zu Neujahr 1898. Von sonstigen Auszeichnungen und Ehrenämtern möge noch erwähnt sein, daß er Ausschußmitglied des Stuttgarter Litterarischen Vereins zur Herausgabe älterer Drucke und Handschriften und Ehrenmitglied des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg war, auch (seit 1895) als Vorstandsmitglied der Zweigstiftung München in der Deutschen Schillerstiftung mitwirkte.

Die Gefährtin für das Leben, die sich Wilhelm Hertz erwählte, war Kitty (Katharina) Cubasch aus Odessa, die Tochter eines aus dem wendischen Gebiete Sachsens stammenden deutschen Kaufmanns; er lernte sie im Hause der Frau Professor Rosalie Braun, der Witwe des Archäologen Julius Braun, zu München kennen und verheiratete sich mit ihr im Dezember 1873.

Gemälde von Lenbach und von Theodor Pixis haben die Züge des Dichters der Nachwelt aufbewahrt. Hertz war von etwas mehr als mittlerer Größe, von kräftigem Körperbau, gedrungener Gestalt; leichtgelockte, dunkelblonde

Digitized by Google

Haare bedeckten das Haupt, ein Bart von hellerer Farbe umrahmte die Oberlippe, um den Mund spielten die Geister des Humors, glitt wohl auch ein sarkastisches Lächeln. Aber sinnend und treu blickten die blauen Augen unter der wohlgebauten Stirne hervor.

Über Störungen der Gesundheit hatte Wilhelm Hertz selten zu klagen; nur eine zur Schonung im litterarischen Arbeiten zwingende Schwächung der Sehkraft machte ihm wiederholt Sorge. Im Herbst 1901 aber, während er in Ammerland am Starnberger See verweilte, kündigte sich eine Magenerkrankung an, über deren tückische Natur der Lebensfreudige, fast noch jugendlich Rüstige sich täuschte. In den Wintermonaten nahm dieses Leiden zu, doch erst nach Weihnachten sah sich Hertz ans Bett gefesselt. Die letzten Tage verbrachte er in Halbschlummer; am Abend des 7. Januar 1902 verschied er. Die Beerdigung fand am 10. Januar auf dem Schwabinger Friedhof zu München statt in Anwesenheit einer großen Menschenmenge und unter Beteiligung vieler Zelebritäten der Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Von den Stuttgarter Jugendfreunden waren Adolf Kröner und als Vertreter des durch Krankheit verhinderten Gustav v. Siegle dessen Schwiegersohn Freiherr v. Gemmingen gekommen. Am Grabe sprachen außer dem Geistlichen der k. bayerische Staatsminister Dr. Emil Freiherr v. Riedel, namens der Technischen Hochschule Direktor Professor Dr. Walther v. Dyck und Professor Dr. Siegmund Günther, namens der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften Universitätsprofessor Dr. Ernst Kuhn, als Vertreter der litterarischen Gesellschaft „Orion" Dramaturg Ludwig Stark und namens der Schillerstiftung der Verfasser dieser Schrift; auch studentische Deputationen waren in großer Anzahl erschienen. Die Sonne schien mild, und ein Berg von Blumenkränzen bedeckte das frische Grab des Vielgeliebten.

Digitized by Google

II

Kritiſche Studie

über „Bruder Rauſch. Ein Kloſtermärchen“

Es war im April 1881. Auf dem Tiſche dampfte der Teekeſſel und eine große, altdeutſch verzierte Hängelampe goß ihr Licht durch das Zimmer, ohne den Wänden, an denen hochgereihte Bücherſcharen ſtanden, ein behagliches Halbdunkel zu nehmen. Um den Tiſch aber ſaß eine Tafelrunde weiſer Männer, Kenner des Schönen und Wahren; denn in das Haus eines Dichters und Gelehrten war ich getreten und ſuchte mir eben, ein Lernender unter Meiſtern, den übrig gebliebenen Stuhl.

Der Leſer verlangt, daß ich die Herren ihm vorſtelle. Es ſind Namen, die ihm zum größeren Teil wohlbekannt ſind. Paul Heyſe ſaß zu oberſt am Tiſche; neben ihm Hermann Lingg und zur anderen Seite Moritz Carriere. Eine ältere Münchner Dichtergeneration war durch Andreas May vertreten, eine jüngere durch Karl Stieler, Ludwig Schneegans und Ludwig Laiſtner. Robert Viſcher, der Kunſthiſtoriker, Robert Freih. von Hornſtein, der Komponiſt, und Dr. Oswald Schmidt ſchloſſen den Zirkel. Wilhelm Hertz war der Hausherr.

Digitized by Google

Unsere Tafelrunde war auf Betrieb Paul Heyses gestiftet worden. Sie sollte eine Art Ersatz für das Münchner „Krokodil" sein, das zu Geibels Zeiten glänzende Tage gehabt hatte. Zwar fristete in München noch immer dieser durch seine Litteraturliebe berühmt gewordene Saurier das Leben. Aber böse Leute, gewiß mit Unrecht, hatten längst das Gerede aufgebracht, daß das gealterte Krokodil an munterer Unterhaltung bei nächtlichspät gefülltem Kruge mehr Gefallen finde, als an Förderung der schönen Künste. So erweckten wir also unter Paul Heyses Auspizien ein neues Krokodil, einen litterarischen Zirkel, in welchem dichterische Erzeugnisse vorgelesen und geprüft werden sollten. Jeden Sonntag kamen wir zusammen; das Haus wechselte durch die Reihe der Mitglieder nach dem Alphabet. Die Anwesenheit von Damen war strenge ausgeschlossen. Das regelmäßige Getränk, das zur Labung dienen sollte, war Tee (weshalb man uns spöttisch das „Teekrokodil" nannte); einige jüngere Mitglieder hätten allerdings goldenen Wein oder braunes Bier lieber gesehen, aber nur tückischerweise verschaffte zuweilen diese Konterbande sich Einlaß. Wie man sieht, waren weder sämtliche Münchner Dichter im Zirkel, noch waren alle, welche teilnahmen, Dichter; aber der Wunsch, die litterarische Sozietät in München zu heben, führte die Genannten zusammen, und zur Herausgabe eines zweiten „Münchner Dichterbuches", das im Hintergrunde der Absichten stand, sollten alle, wenn nicht mitsingen, doch wenigstens mitraten.

Diesmal also waren wir im Hause eines Mannes, dem die Muse nicht „kalt staunenden Besuch", nein, dem sie mehr als einmal in die Tiefen ihrer Seele zu sehen vergönnt hatte. Da die Regel bestand, daß derjenige, welcher Wirt war, zum Vortrag irgend eine Novität bereit zu halten hatte, und da man überdies wußte, daß

Digitized by Google

Hertz aus seiner noch nicht vollendeten epischen Dichtung „Bruder Rausch“ ein paar Gesänge zum besten geben wolle, so war die Erwartung ungewöhnlich erregt.

Der Vortrag begann mit dem ersten „Abenteuer“ und schloß mit dem fünften. Als Wilhelm Hertz bei den Worten angelangt war, mit denen der Guardian Irminold den seltsamen Gast des Klosters in die weite Welt entläßt, hielt er inne; die folgenden Gesänge, gab er an, seien noch nicht völlig im reinen. Dies war das Zeichen einer allgemeinen Bewegung; denn wer mußte sich nicht fortgerissen fühlen von diesem Goldstrom der Poesie, wen drängte es nicht, dem Dichter herzlich die Hand zu reichen aus innerster Bewegung und zum Ausdrucke freudigen Dankes! Suchte doch jeder nun in Worte zu fassen, was während des Hörens in der stillen Sprache der Seele als Widerklang ihm bewußt geworden war, und wie schwer schien es, ein würdiges Wort zu sprechen, da solche Musik der Rede noch allen im Ohr lag! Und zwar wirkte zu letzterem Eindruck nicht nur der Zauber der Poesie selbst, sondern auch die Art mit, wie der Dichter sein Werk vortrug. Vorlesen kann ich nicht sagen; denn Hertz las nicht, er sprach frei die ganze Reihe der Verse. Ich habe viel vorlesen hören, von anderen Dichtern, von einem Buch weg oder aus Manuskripten. Ruhte dabei oft nur scheinbar das Auge des Lesenden, der sein eigenes ihm wohlvertrautes Poem sprach, auf den Zeilen, so nahm doch jeder Hörer diese Fiktion für erlaubt und natürlich. Denn den Weltläufigsten rührt ein Hauch der Befangenheit an, wenn seine eigene Dichtung über die Lippen ihm geht; immer erzittert, leiser oder stärker, das Zentrum im Ich, das nun, seine Natur verleugnend, nach außen sich kehren soll und die Nacktheit seiner Gestalt den tastenden Seelen der Andern preisgibt. Da ist es leichter Behelf, ist ein letzter Schleier und Vorhang und Schutz

Digitized by Google

der Ruhe des Selbst, wenn die Hand vor die Pforten der Seele, die Augen, das beschriebene Papier hält, auf daß zuweilen der Blick des Zuhörers an dieser Scheidewand abgleite. Anders ist es beim Redner, der zur Stütze für das Gedächtnis eine schriftliche Aufzeichnung gebraucht; denn alles Rhetorische ist seiner Natur nach von gröberer Konstitution, ist ein bewußtes Hinübergreifen nach dem Andern, praktisch zweckvoll und begleitet von agitatorischer Mimik. Doch in einem Falle wird auch der Dichter sich frei fühlen, frei machen von aller Vorlage: wenn ihm während des Vortrags die Stimmung der Inspiration, aus der sich sein Werk erzeugte, zurückkehrt. Diese Stimmung ist von einem intensiven Nachempfinden zu unterscheiden; nicht um dieses allein, um ein produktiv regsames Wiederaufquellen vielmehr der gärenden Masse, aus der zuerst die Gestalten sich formten, ist es zu tun. Alsdann ist die Subjektivität so energisch tätig, daß alle äußere Welt tot, nicht vorhanden, in zeitloser Ferne liegt. Und diese Stimmung schien unsern Dichter ergriffen zu haben. Es war, in den besten Momenten, zumal während des dritten Gesanges, in welchem die Dichtung zu ihrem ersten Höhepunkt anschwillt, ein Herausschöpfen der Worte nicht aus der Kammer des Gedächtnisses, sondern aus dem Grunde des Bewußtseins. Eine solche energische Aktion schlägt alles kleine Ungeschick der körperlichen Haltung und Bewegung nieder, das uns so leicht verlegen oder gezwungen macht, wenn wir während einer Selbstenthüllung unseres Ichs die Gegenwart eines Andern, eines Fremden empfinden. Freilich konnte diese Steigerung seelischer Tätigkeit nicht durchweg gleichmäßig bleiben, wie ja auch niemand mit Einem Stoße der Produktion eine Reihe von tausend Versen fertig erzeugt. Das Gedächtnis war also mittätig, indem es die wiedererregte Phantasie des Dichters

Digitized by Google

in den Bahnen des ursprünglich gewählten poetischen Ausdrucks erhielt; denn es waren wirklich gegen tausend Verszeilen, welche gesprochen wurden, und obgleich der Dichter als der Schöpfer seines Werkes der mechanischen Mühe eines förmlichen Memorierens überhoben ist, so ist doch die Fähigkeit, ein so ausgedehntes Gebilde in allen seinen Linien sich augenblicklich gegenwärtig zu halten, eine besondere Gabe. Ich werde mich kaum einer Indiskretion schuldig machen, wenn ich erwähne, daß uns Hertz damals gestand, er dichte alle seine Sachen unterwegs, auf Gängen im Freien; erst wenn er nach Hause gekommen sei, beginne das Aufschreiben. Wenn aber bei dieser Gewohnheit die Gedächtniskraft, deren Zeugen wir waren, erklärlicher schien, so war doch der herrschende Eindruck während des Vortrags der einer waltenden Inspiration. Und diese zentrale Beseelung wirkte naturgemäß höchst günstig auf die sprachliche, tonliche Seite des Vortrags. Ausgestoßen war alles Deklamatorische; Tonhöhe und Klangfarbe der Worte, Melodie der Rede, Rhythmik und Tempo des Verses standen unter der Macht von Gesetzen, welche dem Sprechenden nicht mehr bewußt waren. Absichtslos füllte sich jeglicher Versteil, jegliches Wort mit der pulsierenden Woge des Herzens, mit dem Licht und der Farbe des ihm eigentümlichen Phantasiebildes. Und so fühlten wir alle das Wehen wahrhaftigen Lebens. Es war eine apollinische Stunde.

Etwa ein Jahr nach dieser Zusammenkunft löste unser Zirkel sich auf. Das Münchner Dichterbuch erschien zu Weihnachten 1881; es brachte von „Bruder Rausch" die drei ersten Gesänge. Im nächstfolgenden Herbst veröffentlichte Wilhelm Hertz zum erstenmal die vollständige Dichtung.

* * *

Digitized by Google

Indem ich nunmehr einen kritiſchen Beitrag zur Würdigung des Gedichtes zu geben verſuche, möchte ich von der Frage nach der dichteriſchen Erfindung den Ausgang nehmen. Auf dieſem Wege ſoll der Leſer zugleich mit dem ſtofflichen Inhalt der epiſchen Erzählung bekannt werden; denn ich habe es immer für wünſchenswert gehalten, daß die kritiſche Erörterung ſich nicht auf das Raiſonnement beſchränke, ſondern daß ſie referierend den Inhalt des poetiſchen Werkes in irgend einer Weiſe in ihre Ausführung aufnehme.

Das dichteriſche Sujet des „Bruder Rauſch“ ruht auf einer alten Volksſage, und dieſe ſelbſt trägt in ihrer Faſſung einzelne Züge deutſcher Mythe. Oskar Schade vergleicht in einer monographiſchen Unterſuchung*) die überlieferten Bearbeitungen; er kennt fünf Drucke in deutſcher Sprache. Der älteſte iſt niederdeutſch, gehört dem Ende des 15. Jahrhunderts an und geht nach Gödeke, Grundriß z. Geſch. d. d. Dichtung, 2. Aufl. I, 460) auf ein däniſches Original zurück; die zwei vorhandenen Exemplare befinden ſich in Berlin und in Kopenhagen. Als den älteſten hochdeutſchen Text führt Schade die Rauſchdichtung vom Jahre 1515 an, welche zu Straßburg bei Mathis Hüpfuff gedruckt iſt; die Münchner Hof- und Staatsbibliothek beſitzt jedoch eine Bearbeitung vom Jahre 1508, gedruckt zu Straßburg durch Martin Flach mit dem Titel: „DIs biechlin saget vō Bruder Rauschē vnd was er wunders getribē hat in einem Closter dar in er VII jar sein zeit vertribē vn̄ gedienet hat in eines kochs gestalt“**). Sie hat hinter dem Titelblatt nicht mehr als 17 Seiten Text in Kleinquart bei ziemlich großer, fetter

*) Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Litteratur und Kunſt, Jahrg. 1856.

**) Der Straßburger Druck von 1508 hat eine Schwabacher Schrift. „büchlin“ bei Gödeke I, 302 iſt unrichtig.

Digitized by Google

Schrift. Zwei Nürnberger Drucke und eine Magdeburger Ausgabe gehören der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Die hochdeutschen Drucke sind nur in je einem Exemplare vorhanden. Ich habe die Straßburger Ausgabe vom Jahre 1508 mit dem ersten Nürnberger und dem niederdeutschen Drucke, deren Texte Oskar Schade mitteilt, verglichen; sie verrät in den Wortformen die unmittelbare Vorlage des niederdeutschen Originals, ist auch mit der Straßburger Ausgabe vom Jahre 1515 nicht völlig übereinstimmend. Neben diesen deutschen Gedichten existieren noch eine dänische poetische Bearbeitung aus dem 16., eine schwedische Ausgabe in Versen aus dem 17. Jahrhundert und überdies prosaische Aufzeichnungen der in Dänemark umlaufenden Volkssage, sowie das prosaische englische Volksbuch „The History of Frier Rush". Der Name „Rausch", niederdeutsch „Rusche", bedeutet nach Oskar Schade einen Poltergeist; das hochdeutsche „rauschen", das niederdeutsche „Rus", Lärm, sind gleichen Wortgeschlechtes. Als den Ort der Begebenheiten, die Heimat der Sage, nennen die Straßburger Texte das ehemalige Kloster Esron auf der Insel Seeland. Das Gedicht von Bruder Rausch war im 16. Jahrhundert eines der gelesensten Volksbücher; es hat sich verloren und ist vergessen worden, bis die Aufmerksamkeit der Gelehrten seine Spur wieder fand; jetzt hat es Wilhelm Hertz dem deutschen Volke zurückgegeben.

So viel zur litterarhistorischen Orientierung. Indem nun der älteren Gestalt der Rauschsage die moderne Dichtung gegenübergestellt werden soll, ist zuvor zu bemerken, daß die Verschiedenheiten, welche die älteren Drucke untereinander haben, hier höchstens nebenher in Betracht kommen können; denn sie sind an sich vergleichsweise gering, und aufgezeigt sind sie zumeist durch die Arbeit Schades. Die Veränderungen, welche die Rauschsage in den Händen

Digitized by Google

des Münchner Dichters erfahren hat, sind so bedeutsam, daß dieser Entwicklungsstufe gegenüber die poetische wie die prosaische Fassung älterer Zeit als ein einheitliches Produkt erscheinen muß. Was Wilhelm Hertz überliefert fand, hat ihm nur die Anregung, man kann kaum sagen, den Rohstoff gegeben; denn etwa die Hälfte seiner zehn Gesänge ist aus völlig frei schaffender Phantasie hervorgegangen, ist dem Stoffe nach eigene Erfindung, und auch das Übrige ist in jeder Zeile so ganz sein geistiges Eigentum, daß nicht etwa von einer Überarbeitung eines älteren litterarischen Werkes, sondern nur von einer durchgreifenden Umdichtung der Sage, von einer Neudichtung gesprochen werden kann. Bei diesem Verhältnis wird die Kritik der Frage begegnen, ob das moderne Gedicht, das doch als „Klostermärchen" sich gibt und für die Vorstellung die Rechte der Sage in Anspruch nimmt, nicht Elemente hereingetragen hat, welche diesen alten Untergrund und damit die Einheitlichkeit des Phantasiebildes zerstören, ob auch aus einer bis in die tiefsten Schichten veränderten Fassung Geist und Stimmung der Sage uns noch entgegenwehen. Die Antwort auf diese Frage wird um so vorsichtiger abzuwägen sein, da wir einem Dichter gegenüberstehen, welcher wissenschaftliche Kenntnis des deutschen Altertums mit poetisch-intuitiver Erfassung desselben in einem Grade verbindet, wie keiner seit Ludwig Uhland.

Ich gebe zuerst den Inhalt der Rauschsage in ihrer älteren poetischen Gestalt, und zwar vorläufig bis zur Erzählung derjenigen Begebenheit, welche den Ereignissen des vierten von Hertz gedichteten Gesanges entspricht; denn bis hieher gehen neue und ältere Fassung verhältnismäßig am meisten parallel. In einem Kloster, das vor einem Walde liegt, leben die jungen Mönche in Üppigkeit und lüsternen Wünschen. Der Teufel erfährt

Digitized by Google

es und beſchließt, ſie ganz zu verderben. In Geſtalt eines ſchönen Jünglings geht er vor das Kloſter und begegnet dem Abte. Dieſer, von Neugier erfaßt, heißt den ſchönen Jüngling willkommen und fragt ihn nach Stand und Begehr. Er ſei ein armer Küchenknecht, erwidert der Fremde; er werde ſchwere Dienſte willig und verſchwiegen ausrichten, wenn man ihm Aufnahme gewähre. Der Abt ſchickt ihn in die Kloſterküche. Des andern Tags läßt er den Jüngling in ſeine Zelle rufen; und nachdem er erfahren hat, daß er Rauſch heiße und aus fremdem Lande komme, ſpricht er den Wunſch aus, daß Rauſch ihm ein Weib zuführen möge. Rauſch erklärt, dies ſei ihm wohl möglich; worauf der Abt an eine Frau im Dorfe ihm Botſchaft gibt. Des Abends bringt ſie Rauſch in die Zelle des Abtes; am andern Morgen führt er ſie wieder heim. Die Mönche merken, was vorgeht; mit freundlichen Worten erbitten ſie von Rauſch gleiche Gefälligkeit für ſie ſelbſt, und dieſer ſtellt eines jeden Wünſche zufrieden. Eines Abends verſäumt Rauſch die Schüſſeln zu waſchen, weshalb der Küchenmeiſter, ergrimmt, ihn züchtigt; Rauſch aber packt den Alten und wirft ihn in den Keſſel über dem Feuer. Die Mönche glauben, der Koch ſei durch einen Zufall verunglückt, und Rauſch erhält die erledigte Stelle:

„Also ward rausch bald ein klosterkoch
er liess den münchen keinen gebroch
Meister rausch kocht die speise gût
des würden die münch gar wolgemût
Des freytages pflag der selbige rausch
zu kochen gar ein gût fleischmûss
Also verdrib er sein leben offenbare
in dem kloster wol bey siben jare.“

Zum Dank für ſeine Dienſte macht man ihn zum Ordensbruder. Einmal treffen ihn die Mönche, während

er eichene Knüttel schnitzt und sie vor seiner Zelle aufhängt; verwundert über sein Treiben fragen sie, was er damit wolle. Man dürfe nicht müßig sein, antwortet er ihnen mit Scherzreden, die Knüttel könnten noch jedem zu statten kommen. Bald nachher erhebt sich eines Weibes wegen unter den Mönchen ein Streit, welcher das Kloster in zwei Parteien teilt; beide Parteien, die des Abtes wie die des Priors, kommen heimlich zu Rausch und holen sich eichene Knüttel. In der folgenden Nacht während der Mette entlädt sich der Groll: der Abt, sobald er des Priors ansichtig wird, läßt Singen und Beten und schlägt nach dem feindlichen Haufen. Eine allgemeine Prügelei, deren Verwirrung um so größer ist, als Rausch die Lichter auslöscht und eine Bank unter die Streitenden wirft, erdröhnt in der Kirche. Nachdem der Hiebe genug gefallen sind, bringt Rausch unter seiner Kutte ein Licht hervor und schilt auf die Mönche; die Jammernden prüfen ihre Wunden und geben Frieden.

Dies ist der Inhalt der ersten 228 Verszeilen des älteren Straßburger Druckes. Wie man sieht, eine nicht sonderlich merkwürdige Geschichte; in den Motiven grob, ist sie in der Ausführung schlicht, aber dürftig und nüchtern, da fast nur die Prügelszene einiges Leben und schalkhaften Geist aufweist; in Summa eine Schilderung mönchischer Sittenlosigkeit und Roheit, unter persönlicher Einführung des Teufels als des schadenfrohen Verführers, der trivial-bequemen Denkweise gemäß, in der sich die Geistlichkeit des Mittelalters mit Sündern und Sünde auseinandersetzte.

Wenden wir uns nunmehr zu Wilhelm Hertz und seinen Gesängen! Der Einführung eines seltsamen Gastes gilt auch hier der Anfang der Dichtung, das erste „Abenteuer". Aber wie unvergleichlich reizender und stimmungsvoller ist dieses Gemälde! Stimmung haben

Digitized by Google

wir mit den ersten Versen, Landschaft, Situation, Stimmung des Klosterlebens. Das Treiben der Mönche wird geschildert, das Wie und Wo wird sogleich sichtbar, anschaulich, Wort und Ton reizen die Phantasie und halten sie in einer bestimmten Richtung: das ist die zeichnende Hand und Macht des Poeten! Die Mönche sind nicht verdorbene Gesellen, nur arme Tröpfe, dumpf, beschränkt, in Banden der Not und des Gehorsams, entsagungsfroh in Erwartung himmlischen Lohnes. Während die älteren Bearbeiter zu einer Individualisierung der Mönche gar keinen Ansatz machen, treten bei Hertz einzelne Figuren unterschieden sogleich aus der Menge hervor: Irminold, der Guardian, und Bruder Benz, der Alte. An einen gemächlichen Gang des letzteren, an sein Schläfchen im Klostergarten knüpft der Dichter den Beginn der Begebenheiten: ein scharfer Luftzug weckt den Alten auf und wird Ursache, daß man nachspürt, eine Felsenspalte wird gefunden, heidnisches Gemäuer, ein Keller aus der Römerzeit aufgegraben; dort unten gähnt und streckt sich Bruder Rausch, erweckt aus siebenhundertjährigem Schlafe. Bereits jetzt mischen sich in die Erzählung kleine humoristische Züge; zunächst wird dieser Ton nur flüchtig angeschlagen, allmählich schwillt und hebt er sich zu einem reichen, den ganzen Bau der Dichtung durchbrausenden Akkord. Wieder tritt Irminold vor den Übrigen hervor, ein anderer als die Herde, ein freierer Mensch; denn jene sind, als im Kellergrund das erste Pusten vernehmbar wurde, entsetzt geflohen. Ihn aber wandelt, als er die Reihen der Weinkrüge sieht, Erinnern an goldene Tage der Jugend an, und mit freundlichen Worten heißt er den Geist, der hier sein Wesen getrieben habe, willkommen. Der Abend sinkt, der Guardian wendet sich zum Kloster zurück, und jetzt sieht er zuerst, und wir mit ihm, die Gestalt des Fremdlings, der fortan die Dichtung beherrscht:

Digitized by Google

„Doch als er kam vor seine Zelle,
Da saß ein Männlein auf der Schwelle,
Glattwangig, zart und wohlgestalt,
Von einem roten Hemd umwallt,
Ein rotes Hütchen in den Locken."

Es ist Rausch. Vom Stamm der guten Holden, der lichten Elben ist der Kleine, und in freier Luft hat er einst gelebt, „den Frauen lieb, den Helden wert", bis schwarze Kuttenmänner gekommen sind, lateinische Gebete murmelnd, bis die alten Götter des Volkes beschimpft und vertrieben wurden. Da zogen die Seinigen fernweg über Meer; er aber verkroch sich in die Mauerspalte und trank im Groll die Weinkrüge leer, welche aus Römerzeit im Keller gelagert waren. Das mußte er büßen mit schwerer Schlaftrunkenheit, bis ein freundlicher Zufall ihn nunmehr erweckte. Der Guardian fragt nach seinem Namen; der Kleine antwortet:

„Da wo es sprudelt, rauscht und braust,
Hab' ich am liebsten einst gehaust
Und ritt als Fant auf Wind und Wolke:
Drum hieß ich Rausch bei meinem Volke."

Der Dichter spielt mit dem Namen: er deutet den ursprünglichen Sinn desselben an; aber in Übereinstimmung mit dem Volksbewußtsein, das diese Deutung längst verloren hat, bringt der Guardian das Wort in Beziehung zur Trunkenheit, zur Macht und Wirkung des Weines, welche der Elb so gründlich erfahren mußte. Rausch bittet um Aufnahme; als ein Gast wolle er die Brüder gastlich bedienen, den Guardian als seinen Herrn verehren. Irminold ist bedenklich; das Kloster, meint er, werde wohl nicht die rechte Stätte für ihn sein. Aber ein trauliches Wort des Kleinen:

„Wir sind so gern, wo Menschen sind"

Digitized by Google

und eine in dem Guardian selbst aufsteigende Regung schalkhaften Geistes bringen Gewähr: Rausch erhält Aufnahme, und das Amt in Küche und Keller wird ihm übertragen.

Bevor ich den Gang der Begebenheiten weiter verfolge, möchte ich auf einen bereits jetzt sichtlichen elementaren Unterschied aufmerksam machen. In sämtlichen älteren Bearbeitungen erscheint Rausch als der Teufel des christlichen Vorstellungskreises, bei Hertz ist er ein Angehöriger der germanischen Götterwelt und Mythe. Damit ist Rausch von Anfang an veredelt. Und nicht nur seine Wesensart, sondern auch seine Erscheinung ist bei Hertz eine andere. Die älteren Erzähler wissen von der Gestalt und dem Aussehen des Fremdlings nichts zu sagen, als daß er in der Verkleidung eines schönen Jünglings gekommen sei; bei Hertz ist die Zeichnung so gehalten, daß wir den Eindruck einer den Menschen verwandten und doch zarteren, ihrer Natur doch überlegenen Körperlichkeit empfangen, und diese von der Erdenschwere entbundene, lichtfrohe Organisation kündigt sich auch durch ein phantastisch-freies Kostüm als ein Wesen der holden Märchenwelt an. Der feine Körperbau, die geistartige Leichtigkeit der Bewegung, das rote Hemd, das rote Hütchen, die goldenen Locken: das sind integrierende und übereinstimmende Züge des Bildes, das der Dichter unserer Phantasie vorschreibt. Nun aber ist diese Vertauschung von Charakter und Gestalt nichts weniger als willkürlich-moderne Zugabe unseres Poeten. Vielmehr finden sich in den älteren Bearbeitungen vereinzelte Motive, welche darauf hinweisen, daß der die Klostersage dichtende Volksgeist sich des uralten Grundes, dem aller Spuk christlicher Teufel und Dämonen entstammt, noch dunkel erinnerte. Diese Motive lassen durch die Teufelsmaske auf einen Kobold hindurch-

Digitized by Google

blicken, in dessen Gebaren Reminiszenzen an germanisch-heidnische, mit dem Reich der Elben verknüpfte Vorstellungen erhalten sind; und der Übergang von der germanischen zur christlichen Religion vollzog sich ja in der Weise, daß der Glaube an die alten Götter nicht als solcher aufgehoben wurde, sondern daß die alten Götter in der Vorstellung sanken, daß sie zu bösen, teuflischen, erniedrigten Wesen herabgewürdigt wurden. Indem nun Hertz den christlichen Teufelscharakter beseitigt, greift er, ein bewußt denkender Schöpfer seines Gedichtes, zurück in jene Tiefen, aus welchen die Dichter des 16. Jahrhunderts unbewußt letzte spärliche Nahrung sogen. Nicht modernisiert, sondern seinem ursprünglichen Wesen ist Rausch durch die Umwandlung in einen Elb zurückgegeben, und die Phantasie des neueren Dichters hat den vom Schutt mittelalterlich-geistlicher Vorstellungen überdeckten Zusammenhang mit germanischer Mythe wiederhergestellt.

Ort und Zeit der Begebenheiten erfahren mit der Art der Einführung des Helden nähere und eigentümliche Bestimmung. Hertz verlegt das Kloster in das Land am Rhein, und zwar deuten Einzelheiten darauf hin, daß er an mittelrheinisches Land, etwa die Gegend zwischen Mainz und Bonn, gedacht hat. Dort fließt der schiffetragende Strom zwischen lachenden Geländen an Burgen vorüber, dort ist ein buntes und weltfrohes Volksleben an den Stromufern; dort genießen die 11000 Jungfrauen, mit deren Reliquiengebein die frommen Brüder böse Geister zu schrecken hoffen, besondere Verehrung, und zur Seite liegt auch der Westerwald, dessen Rausch in einem der späteren Abenteuer mit den an einen volkstümlichen Spruch anklingenden Versen gedenkt:

„Nun bin ich doch so alt, so alt,
Viel älter als der Westerwald."

Ich weiß nicht, was dem Dichter zu dieser Verlegung den ersten Anstoß gegeben hat; aber blieb die Sage an der nordischen Insel haften, so war schon das Motiv der Einführung Rauschens, die Auffindung des Römerkellers mit seinen Weinkrügen, nicht möglich. Und dieses Motiv, ein Einfall unseres Poeten, ist wahrhaft glücklich; denn indem den Elb die Strafe schwerer Schlaftrunkenheit getroffen hat gemäß der Ordnung, welcher er zu gehorchen hat, und doch auch in einer Art von natürlicher Wirkung, kommen wir mit ihm auf das ungezwungenste über die Jahrhunderte hinweg, welche zwischen dem Untergehen der heidnischen Religion und dem Wiedererwachen ihres Nachzüglers liegen. Auf ehemalige Römeranwesenheit in der Nähe des Klosters wird mehrfach angespielt: das Gebein, das von den Brüdern als eine Reliquie der 11000 Jungfrauen verehrt wird, gehörte einer welschen Tänzerin an und lag am Römerkreuzweg in der Erde. Man denkt an die Legionen von Trier oder Mainz und ihr lockeres Treiben. Aber nicht einer Laune seiner Phantasie zu lieb, auch nicht lediglich um der Lösung einer technischen Schwierigkeit willen, scheint der Dichter unsere Phantasie auf rheinische Gegenden gelenkt zu haben, sondern im Zusammenhang mit seinen psychologischen Absichten brauchte er eine andere Szenerie als die der ursprünglichen Sage. Zwar „abseits vom Rhein", im Walde gelegen und ärmlichsten Haushalts denkt er sich das Kloster; aber doch in einer heiteren, mit Anmut und Wärme die Menschenherzen lockenden Natur, doch nicht so fern von Reichtum und Lust der Welt, von Sang und Klang, von freierer Regung des Geistes, daß nicht mit unmerklicher Bewegung der Luft ein Hauch von dort herüber zu ziehen vermöchte. Zu dem Reichtum an Farbe, mit welchem die Dichtung sich schmücken will, stimmte die weltabgeschiedene, von kälterer Sonne bestrahlte, von

Digitized by Google

grauer Meerflut umspülte Insel schlecht; aber mehr als ein Jahrtausend deutscher Geschichte hindurch war immer der Rhein die Pulsader eines glänzenden und beweglich-leichteren Lebens. Indem der Dichter die Lokalität in das westliche Deutschland verlegt, rückt er die Lebenskontraste, durch welche er seine Brüder führt, auch örtlich einander näher; und so erleichtert er sich die Führung der Fabel und macht die Wandlung seelischer Zustände eher glaublich.

Zeitlich läßt uns die Angabe der Schlafdauer des Elben einen annähernden Schluß auf das Jahrhundert machen, in dessen Rahmen der Dichter die Vorgänge gedacht wissen will; da nämlich Rausch „wohl über siebenhundert" Jahre im Römerkeller trunken gelegen ist, so werden wir im Zusammenhalt mit der geschichtlichen Tatsache, daß der Sieg des Christentums in Westdeutschland in die Zeit zwischen 500 bis 700 nach Christus fällt, etwa auf das 15. Jahrhundert geführt. Der Natur des Märchens getreu hat der Dichter eine genauere Bestimmung vermieden; dennoch ist ein Zeitkolorit gewahrt, und wie die Schilderung kultureller Zustände im ganzen und großen der Periode des ausgehenden Mittelalters gemäß ist, so nimmt auch die mit vorsichtiger Wahl bemessene Färbung des Wortschatzes auf die Einheitlichkeit historischer Empfindung Bedacht. Indem ich, der Inhaltsangabe vorgreifend, die humanistische Geistesfreiheit, in welcher der Guardian gehalten ist, hier erwähne, ist zu Gunsten der Dichtung sogleich zu sagen, daß der Grad von Helle, den Wilhelm Hertz dem Guardian gegeben hat, den stofflichen Bedingungen nicht widerspricht: Mystik wie Humanismus und reformatorische Ansätze gehören der genannten Periode an, und nachdenkliche, die überlieferten Vorstellungen subjektiv sich zurechtlegende Naturen gab es in der Laienwelt wie in der Stille der Klöster. Man denke an Cä-

Digitized by Google

sarius, den Mönch von Heisterbach; ja, einen Freigeist in sehr modernem Sinne hatte bereits das 13. Jahrhundert auf dem Throne: Friedrich den Zweiten, den hohenstaufischen Kaiser.

Doch ich nehme den Gang der Erzählung wieder auf; ein leidiges Geschäft freilich, da sich hier die Prosa gegenüber der poetischen Form überall im Nachteil weiß und da der Klang dieser Verse das Ohr so bestrickt, daß es schwer fällt, ihnen zu entsagen. Die Inhaltsangabe gibt im besten Falle Stimmungsreflexe; wie aber im Leser des poetischen Werkes die Stimmungen selbst erweckt werden und wechseln, das erklärt ganz nur die Dichtung selbst, indem sie Wort um Wort, Bild um Bild, Motiv um Motiv dafür einsetzt. Und je schwerer es scheinen will, in nacherzählende Prosa den Inhalt der Dichtung zu fassen, um so mehr dokumentiert sich diese als etwas in sich Fertiges, Einziges, Unzerstörbares, als ein Kunstwerk und ein organisches Gebild, das mit der Reflexion nicht einzuholen ist, das in allen seinen Teilen und mit den kleinsten Gliedern auf sich selber zurückweist.

Das zweite „Abenteuer" und mit ihm das dritte, beide in innerstem Zusammenhang stehend, sind ein von Menschenkenntnis und Kunst außerordentlich fein gestimmtes Gemälde. Der Prozeß einer Seelenerregung, welche alle Stadien vom Piano bis zum Fortissimo durchläuft, wird uns vorgeführt; und zugleich ergibt sich ein Freiwerden der Phantasie, wobei tausend rieselnde Silberquellen sich endlich vereinigen zu einem schwellenden, seine schimmernde Hochflut majestätisch ausgießenden Strom. Hier ist alles Erfindung und Eigentum des Münchener Dichters. Rausch ist im Kloster, und das veränderte Leben, das mit seinem Eintreten anhebt, wird geschildert. Nehmen wir ihn vorläufig, da eine volle Beleuchtung seines Wesens verspart werden muß, als Schalksgeist.

Digitized by Google

Ihn reizt und ergötzt es, die Armseligkeit und Einförmigkeit der Ordensregel zu durchbrechen, die Mönche sachte in das Behagen an einem weichlichen Leben gleiten zu lassen. Die ersten Angriffe erfolgen mit Hilfe des Gaumens; sehr natürlich, da das Amt, welches Rausch bekleidet, dafür die nächste Gelegenheit gibt, und da gut essen und trinken, Erleichterung des Fastengebotes zwar bereits Erschütterung der Ordensregel ist, aber doch noch als läßliche Sünde genommen wird. Wir kennen die Schilderung der älteren Dichter, deren Erfindung wie Kühnheit mit dem Anrichten von „Fleischmus" die Grenze erreicht. Aber bei Hertz ist volle Tafel:

„Weinsuppen in der Frühe
Und Aal in Safranbrühe,
Und Mittags in der Krebse Kranz,
Da lag der fette Biberschwanz,
Forellenkrapfen, Blamenschier
Und Feigenmus in Malvasier.
Und Abends Turmpasteten
Von Salmen und Lampreten:
‚Ach', riefen sie, ‚du selges Kind,
Du machst das Fasten sanft und lind!'"

Und nicht minder hoch geht es an andern Tagen her. Es ist eine raffinierte Entfaltung von Kochkunst und kulinarischen Genüssen, ein nimmer verlegenes Tischlein deck dich, ein schmackhaftes Meisterstück tafelfreudiger Poesie, eine geistreiche Verherrlichung guter Gaben der Mutter Erde. Und so reichlich und ausgesucht die Leckereien sind, mit denen Rausch die Männer der strengen Ordensregel sinnlicher stimmt, mit denen er ihr Blut reizt, wie echt deutsch und altdeutsch ist diese Speisekarte! Und wie behaglich-humoristisch und schalkhaft werden Sättigung und Siesta geschildert, wie lebt hier alles von dichterischer Bildfreude, von Schauen und Zeichnen der Erscheinung:

Digitized by Google

„An Bäumen bei des Baches Rand,
Da waren Tücher ausgespannt,
Worin an schwülen Nachmittagen
Die ältern Brüder schlummernd lagen,
Wenn sich die jüngern frisch und kühn
Auf Schaukeln schwangen durch das Grün.
Sie schwebten hoch im Bogen,
Daß ihre Kutten flogen."

Wenn die Aufführung der Tafelgenüsse die Zunge des Lesers in eine angenehme Nervenschwingung zu versetzen vermag, so ist gleichzeitig die Charakteristik der Mönche und ihres Gebarens eine geistige Delikatesse. In letzterer Richtung liegen Kabinettsstücke psychologischer Malerei, kleine Bildchen heiteren Humors und überlegennachsichtiger Weltbetrachtung, freilich durchzuckt zuweilen von fernem Wetterleuchten satirischer Stimmung. Es sollte mich wundern, wenn die eine oder andere Stelle nicht Gemeingut, geflügeltes Wort würde, eine kleine aber handlich gearbeitete und scharf zugespitzte Waffe wider das Pfaffengezücht. Die ganze Dichtung ist in eminentem Sinne ein Bekenntnis freien und wahrheitsuchenden Geistes. Wir müssen zurückgehen auf Partien des ersten Gesanges, müssen die Brüder in ihrem vormaligen dumpfen Dahinleben aufsuchen, um die eingetretene Verwandlung zu würdigen. Voll Demut sind sie dem Guardian untertan:

„Er war ihr Stolz; denn er allein
War schriftgelehrt und sprach Latein.
Sie zählten zu den Geistesarmen,
Die Christus segnet voll Erbarmen.
Denn ihnen schuf kein Rätsel Qual;
Sie dachten täglich siebenmal
In Reu und Leid des Sündenfalles;
Sie wußten nichts und glaubten alles."

Und diesen höchst vereinfachten Bedürfnissen entspricht denn auch leibliche und geistige Nahrung:

Digitized by Google

„Sie aßen Bohnen unverdrossen
Und andres, was dem Halm entsprossen,
Der alten Väter heilge Kost.
Für sie vergor kein edler Most.
Sie kannten keine andre Süße
Als Hymnen und Mariengrüße.
Von irdischer Arbeit Schweiß und Pein
Blieb ihnen Leib und Seele rein.
Ihr einzig Tagwerk war Gesang;
Sie sangen halbe Nächte lang
Mit so zerknirschten Jammerlauten,
Daß sich die Engel dran erbauten."

Nun also kommt Rausch und eröffnet den Reigen seiner Künste. Ein kleines Mißtrauen gegen ihn wird bald überwunden; und Rausch ist ja sehr vorsichtig im Krescendo. Aber Appetit und Verständnis wachsen:

„Die armen Mönche saßen
Verzaubert still und aßen.
Sie lösten sich den Kuttenstrick
Und sprachen mit gerührtem Blick:
Der Kleine wird uns recht zum Frommen;
Der muß von guten Eltern kommen."

Und verwandelt wird unter den Händen des dienenden Gastes auch der Hausrat. Die rohe Schmucklosigkeit des Lebens verschwindet: feines Linnen und glänzende Gefäße und weiche Polster, das alles schleppt Rausch unermüdlich und schmeichelnd herbei. Und er weiß es zu lenken, daß die Blicke der Brüder über die Klostermauern hinweg sich stehlen, daß gesellig-verliebtes Treiben der Menschen ihnen zu Gesicht kommt; geheime Sehnsucht beschleicht ihre Herzen. Jetzt sinkt der Tag, und das Mondlicht gibt die Traumgeister frei: da sitzt der immer Gefällige vor ihnen und spielt auf der Geige Melodien, spielt mit ihren Herzen und ihrer Phantasie, singt ihnen Lieder von Liebes- und Hochzeitsluft, von Göttern und Helden,

Digitized by Google

„Vom Todeskuß der Waſſerfraun,
Vom Elbentanz auf Waldesaun,
Der einſt den ſchönen Jungen
Mit holdem Bann umſchlungen,
Als er durchritt den Roſenhag
Die Nacht vor ſeinem Hochzeittag:
Da rührt ihn mit der weißen Hand
Die Königin vom Elbenland
Und tanzt mit ihm am Wieſenhang
Bei leiſem Sang und Flötenklang.
Er kehrte heim nach kurzen Stunden:
Da waren hundert Jahr entſchwunden
Und längſt ſein armes Lieb indeſſen
In Gram geſtorben und vergeſſen.
Die Weiſe klang ſo ſchaurig,
So ſüß und doch ſo traurig,
Wie uralt ewge Liebesklage
Um dieſe flüchtgen Erdentage."

Eine ſo durchgreifende Umſtimmung des Lebens lockert die Kloſterzucht; feiſter werden die Mönche, freier wird ihr Gebaren; eitel und weltlich geſchmückt ſchwärmen ſie durch die Auen, luſtwandelnd, hochmütiger gegen das Bauernvolk, deſſen mitleidige Gaben ihnen ehedem des Lebens Notdurft gewährt hatten. Aus dem Kirchengeſang weicht der zaghaft-fromme Ton, aus den Gedanken die Kindeseinfalt, das entſagende Pflichtgefühl. Entzündet iſt das Blut, erhitzt die Phantaſie; kühner hebt ſich der Wille; ein Ball ſchwüler Luſt liegt über dem Kloſter, geſpannte Sinnlichkeit lechzt nach Befreiung, erregter Lebenstrieb nach Genuß und Tat. Man fühlt, was kommen muß: noch fehlt das Weib, deſſen Gegenwart hier den Gipfel der Luſt bedeuten wird, da jede Schwingung der Seele darauf geſtimmt iſt; noch fehlt die Liebe, die freilich nach den Vorausſetzungen des Gedichtes nicht anders erſcheinen wird als ein erotiſcher Sturm, als ein Überwallen ſinnlicher Lebensluſt.

Digitized by Google

Doch bevor dieſe Kataſtrophe eintritt, bringt der Dichter zuerſt ein kurzes Ritardando. Ein Verſuch von Widerſtand gegen die drohende Gefahr erhebt ſich, den Alten ſchlägt das Gewiſſen und mit Verdruß überrechnen ſie die Zeit langer Kaſteiung, die Ausſicht nahen himmliſchen Lohnes, der nun ſo leichten Kaufes verſcherzt werden ſoll. Bruder Benz und Hunibald ſtreiten gegen die Jüngeren; aber dieſe gewinnen die Oberhand. Und im Diſput verraten beide Parteien ihre geheimſten Gedanken, und die ganze Jämmerlichkeit ihrer ſophiſtiſch-ſelbſtgefälligen und nur auf äußerliches Gebot, auf gemeinen Nutzen geſtellten Moral wird offenbar. Freches Begehren bei den Jungen, lüſternes Flehen um Verſuchung bei den Alten: hier wie dort iſt der Fall noch vor Beginn des Kampfes entſchieden.

Jetzt, nachdem der Dichter durch ein hemmendes Motiv unſere Erwartung verwirrt, beunruhigt und damit nur höher geſteigert hat, nachdem der Wogengang der Begebenheiten einen Moment geſtaut war, bringt das dritte „Abenteuer" das Fazit aller bisherigen Vorbereitung. Ein Feſt der Weltluſt, ein Rauſch von Sinnenſeligkeit macht aus dem Kloſter die Stätte eines Bacchanals. Dieſer Geſang iſt von berückender Schönheit, ein glühender Erguß von Empfindung und ein Kunſtwerk der Sprache, geprägt mit dem Stempel der Klaſſizität. Hier koſtet ſich jedes Wort wie die Süßigkeit einer von der Sonne durchkochten Beere, die ſchwellend an überreif abhängender Traube ſich drängt. Und wie wußte die Seele des Dichters den Stoff zu adeln! Dort, in der alten Sage, gemeines Geſchehen und plumpes Greifen nach Genuß; hier ein Aufzehren des Befangend-Heißen in einer Welt von Geiſt und Schönheit, Austilgung aller Roheit durch die Macht der Poeſie, verwegene Situation und brennende Bilder, aber gedämpft durch die Keuſchheit der Worte! Das erſte

Digitized by Google

Mittel für dieſe Idealiſierung der Begebenheiten iſt die dichteriſche Erfindung eines Feſtgelages; erhöhte Stimmung der Menſchen iſt damit ſogleich motiviert. Und zwar knüpft ſich dieſes Feſt an die uralt-heidniſche Sonnwendfeier, an einen Tag, an welchem noch heute in chriſtlich-deutſchen Landen die Erinnerung an den Dienſt der alten Götter wieder erwacht und in allerlei Spuk, Mummereien, in naturſymboliſchen Gebräuchen des Volkes ſich äußert. Wie durch eine Übermacht der Natur, die heute ſelbſt einen Höhen- und Wendepunkt feiert, ſcheint das Gedankengeſpinſt der Menſchen, die chriſtliche Askeſe, außer Kraft geſetzt; und mit dem geheimen Leben und Weben der Natur miſchen ſich, gleichem Urgrund entſtammend, die Träume der Menſchen. Und nicht für ſich allein ſtehen die Menſchen; ſondern der Mitteilnahme aller Geſchöpfe, der Vogel- und der Tierwelt überhaupt, der Miterregung der bräutlich geſchmückten Erde, der Mitfeier der Geiſter der Luft und des Himmels werden ſie ſich bewußt. In dieſer Hereinziehung des geſamten Naturlebens liegt das zweite und ſtärkſte jener dichteriſchen Mittel: unſchuldig wird für eine Stunde der Genuß, denn aufgehoben iſt die Iſoliertheit des Menſchen, des einzigen Geſchöpfes, das den Gegenſatz von Geiſt und Sinnlichkeit in ſich erfahren muß, aufgehoben iſt dieſer Bruch ſelbſt, und wiederhergeſtellt iſt für einen Augenblick die Idylle, der paradieſiſche Zuſtand. Endlich das dritte Mittel: Um die erregte orgiaſtiſche Stimmung ihrem Höhepunkt entgegenzuführen, nimmt der Dichter die ſinnberauſchendſte der Künſte, die Muſik, in Anſpruch; das heißt, er knüpft die Stadien der Erregung und Selbſtbefreiung der Mönche an den Inhalt und Laut einer Weiſe, welche Rauſch ihnen vorſpielt, und er erzählt und malt uns, den Leſern, da er ja die muſikaliſchen Töne ſelbſt nicht geben kann, in der Sprache ihre Gewalt und Wirkung.

Digitized by Google

Rausch hat am Sonnwendabend im Klostergarten die Tafel gerichtet und zwölf zarte Bürschlein im Kleide fahrender Scholaren den Mönchen zur Gesellschaft mitgebracht. Die Unterhaltung geht anfangs schüchtern; doch Wein und Scherze machen die Schüler lebendig:

„Sie schauten seitwärts ihren Mann
Mit raschen Schelmenblicken an
Und stimmten in die Neckerein
Mit silberhellem Kichern ein."

An Rausch ergeht die Bitte um ein Lied und Spiel; und wieder, wie so oft in vorausgegangenen Tagen, fängt er an zu geigen,

„Doch heut mit nie gehörtem Klang,
Der fein durch alle Sinne drang.

Anhebt sie leis' und leise,
Die heilige Elbenweise.
Sie bebt hinaus durch Berg und Flur:
Den Hochzeitreigen der Natur.
Ein süßer Schreck durchzuckt die Nacht.
Was schläft und atmet, das erwacht.
Die Vöglein in des Nestes Ruh,
Sie schütteln sich und hören zu;
Die Hindin auf der Heide
Blickt auf von ihrer Weide.
Der Wolf, von Beutegier entbrannt,
Vergißt sein Wild und steht gebannt.
Der Eichwald stillt sein Rauschen,
Und alle Wesen lauschen.

Und wie die Weise mählich schwillt,
Haucht weiche Sehnsucht durchs Gefild.
Die jungen Mönche schaun empor,
Als öffne sich des Himmels Tor,
Von Schauern überronnen,
Von Wehmut und von Wonnen
Das Herz im Tiefsten aufgewühlt,
Das sich noch nie so kühn gefühlt.

Digitized by Google

Verheißend lockt in alle Weiten
Die Welt mit tausend Herrlichkeiten;
Nach Wunderfernen stürmt ihr Sinn.
Die Alten träumen vor sich hin,
Als sähen sie Gestalten schweben
Aus einem frühern Erdenleben.
So fremd und doch so wohlbekannt
Entschleiert sich ihr Jugendland.
Da liegt es rings im Maienschein:
Wie ging sich's da so hold zu zwein!
Sie faßt ein schmerzliches Gelüst
Nach Lippen, die sie einst geküßt,
Nach blütenhellen Wangen,
Die längst in Staub vergangen.

Da wächst der Klang mit Zaubermacht,
Wie Sturmgesang der Frühlingsnacht.
O, schaut nicht vorwärts, nicht zurück!
So nahe grüßt euch Lieb und Glück.
Die Welt ist euer, schaut euch um!
Ein festlich prangend Heiligtum.
Des Mondes Silber tränkt die Matten
Und rieselt durch der Zweige Schatten,
Und alle Blumen öffnen sacht
Des Blätterschoßes zarte Pracht,
Und süße Wohlgerüche schwellen
Der Lüfte sanft erregte Wellen.
Gleich Wölkchen steigt der Bienen Zug;
Sie schwärmen auf im Hochzeitflug.
Von Faltern wimmelt Busch und Au;
Die Adler kreisen hoch im Blau.
Waldvöglein heben goldnen Schall,
Die Lerche mit der Nachtigall.
Der Spielhahn schleift, der Täuber girrt;
Das gluckst und schmettert, zirpt und schwirrt,
Und fernher aus den Föhren
Erdröhnt des Hirsches Röhren.

Mit allberauschender Gewalt
Ergreift die Weise jung und alt
Und reißt sie fort im Siegerschritt:

Sie ſpringen auf und ſingen mit.
Die Schüler zwängt ihr Bruſtgewand:
Sie werfen's ab mit wilder Hand, —
Und ſchwanweiß taucht aus ſchwarzer Hülle
Magdlicher Glieder ſchlanke Fülle,
Und wen noch Traumesweh umwunden,
Fühlt im Entzücken ſich geſunden,
Der Erde liebſtes Lenzgebild,
Das Lieb und Luſt entgegenſchwillt.
Lichtäugig Leben jugendwarm
Schmiegt ſehnend ſich in ihren Arm."

Und glühender werden die Blicke und wilder die Luſt, und das Spiel des Fiedlers geht über in eine wirbelnde Tanzweiſe: um die Flammen des Sonnwendfeuers ſpringen die Paare; das neckt ſich und koſt und haſcht und verliert ſich, bis das Spiel verklingt und die Flamme verliſcht und in dunklen Lauben Liebende in Traum und Schlummer verſinken.

Nachdem die Dichtung auf dieſem Höhepunkte angelangt iſt, ſcheint es kaum möglich, ſie weiterzuführen, ohne daß ihre eigene Energie und das Intereſſe des Leſers abfällt. Aber der Meiſter des Werkes löſt dennoch dieſe Aufgabe. Und zwar durch einen kräftig-geſunden Kontraſt, indem er die Saiten enthuſiaſtiſcher Empfindung völlig ausſpannt und an die Stelle weicher Gefühle und ſchmeichelnder Schönheit den Witz, die Satire, die Derbheit ſetzt; ein draſtiſch-plötzlicher Übergang vom Genuß zur Verneinung, vom Erhabenen zum Komiſchen. Nur für eine Stunde war das Leben verwandelt in paradieſiſches Entzücken, nur für eine Stunde ſchien erlaubt, was gefällt; am nächſten Morgen ſind Zauber und Trunkenheit verſchwunden, und mit dem grauen, unendlich nüchternen Regentag, der am Himmel aufſteigt, erwacht in den Brüdern das Bewußtſein nackteſter Wirklichkeit, und Reue, Verdruß, Erkenntnis ungeheurer Verwegen-

Digitized by Google

heit und frevlen Selbſtvergeſſens ſchleichen ſich heran, nagen und bohren an den Gewiſſen. Und nun iſt es ein köſtlicher pſychologiſcher Griff des Dichters, daß der eine am andern die Strafe vollzieht, die jeder ſich ſelbſt zuwenden ſollte; und nicht luſtiger und zweckmäßiger konnte das Motiv der alten Erzähler, die Prügelſzene, verwendet werden, als hier, wo der Unmut über die eigene Sünde nach dem Mitſünder ſchlägt, und, da die Hiebe von allen auf alle fallen, ſein tüchtig Teil jeder davonträgt. Jetzt alſo, im vierten Geſang aus innerer Notwendigkeit an der Stelle, während Vorwürfe und giftige Reden ringsum aufſchießen und heuchleriſche Beſchönigung mit zerknirſchtem Miſerere in Streit liegt, ſchnitzt der Schalksknecht Rauſch die handfeſten Stöcke, und jetzt, in der Nacht, im Kloſtergang, da die Brüder von der Mette kommen, bricht der Kampf los „mit Schnauben, Quieken und Geſtampf", die allgemeine Prügelei, luſtig zu leſen und mit dem innern Auge höchſt ergötzlich zu ſchauen, kraftvoll, wohlorganiſiert und reich an bewegten Bildern. Als aber dieſe homeriſche Szene ihrem Ablauf zueilt, gewahren die Brüder den Verführer, der auf einem Säulenknauf ſitzt und mit Fackelſchein die zerſchlagenen Recken beleuchtet. Da kommt ihnen die Mutmaßung, daß ſie in die Klauen des böſen Feindes, des Teufels, geraten ſeien, und um ſich ſeiner Macht zu erwehren, ſchleppen ſie polternd und ſchimpfend herbei, was das Kloſter an heiligen Mitteln der Beſchwörung beſitzt. Doch Rauſch ſpottet ihrer Mühen, und unwillig ruft er, als ſie das Kruzifix ihm entgegenhalten, die grollend-ſtolzen Worte zu ihnen nieder:

„Ich kenn' den todeswunden Mann,
Der uns das Leben abgewann.
Für euch ließ ſich der Reine morden;
Doch beſſer ſeid ihr nicht geworden.

Einst diente als getreuer Held
Der Mann den lichten Herrn der Welt
Und sah im Stolz erfüllter Pflicht
Frei in der Götter Angesicht,
Stand für sich ein in Tat und Wort: —
Ihr winselt Gnade fort und fort.
Das waren Männer unterm Helme:
Doch ihr seid weinerliche Schelme,
Glüht nach der Erde Lustgewimmel
Und seufzt verdrehten Blicks gen Himmel,
Im Heucheln groß nach Knechtesbrauch,
Und faule Knechte seid ihr auch:
Es reut noch euren heilgen Christ,
Daß er für euch gestorben ist!"

Der Elb steht nicht in der Pflicht des christlichen Gottes; so weicht er vor dem Zeichen des Erlösers nicht zurück. Ratlos und wortlos zagen die Mönche; da schellt es an der Klosterpforte: der Guardian ist von einer Reise zurückgekehrt. Jammernd, ihre Sünden bekennend nahen sie ihm. Er verweist sie mit befehlendem Wort zum Gebet und winkt Rausch, in seine Zelle ihm zu folgen.

In dem nun anhebenden fünften Gesang tritt der Guardian in den Vordergrund. Ich habe bereits bemerkt, daß dieser bei Wilhelm Hertz eine Sonderstellung behauptet. Während in der alten Dichtung der Hirt mit der Herde sündigt, hält Hertz den Guardian von den Verirrungen der Brüder abseits und frei; wir erfahren nichts von einer Wirkung, welche der einreißende Niedergang der Klosterzucht auf ihn gehabt hätte, und während in der Sonnwendnacht die Natur als freigewordene Sinnlichkeit über die Brüder siegt, weilt er ferne vom Kloster. Dafür, daß er in solcher Rolle glaubwürdig erscheine, werden von Beginn der Dichtung an vorbereitende Linien gezogen. Ihn hat nicht Furcht und Grauen angefochten, als er den unheimlichen Keller betritt, als der rätselhafte Fremde vor seiner Schwelle erscheint; und das Reich,

Digitized by Google

dem dieser zugehört, ist ihm kein fremdes. Irminold hat die Welt gesehen, an Höfen der Großen gelebt, ritterliche Art in sich aufgenommen; er hat sich aber auch genährt an der Weisheit der Bücher, er kennt die Schätze der heidnischen Litteratur, die Geschichte der Zeiten und die Gedanken, mit welchen die armen Menschen über das Rätsel des Seins sich Rechenschaft zu geben versucht haben. Er trägt in tiefer Brust das Bedürfnis nach philosophischer Spekulation, nach heller, von Bildern befreiter Erkenntnis der Wahrheit. Dieser vornehme, überlegene Geist durchschaut in den Herzen seiner Untergebenen die geheimsten Falten; er betrachtet ihr Treiben ironisch und verschließt die eigene bessere Erkenntnis klug in sich selbst. Aber indem er die Vorteile seiner Stellung behauptet und den Irrtum der Blinden unterstützt, erscheint er sich doch nicht in einer unlauteren Rolle; denn er lebt des Glaubens, daß die reine Wahrheit von seinen Mönchen nicht erfaßt werden könne um der Beschränktheit ihres Denkens willen und daß die halbverstandene ihrem Seelenheil schädlich sei bei der groben Verfassung ihres sittlichen Bewußtseins, das ohne das Gemälde von Himmel und Hölle jeden Haltpunkt verliere. Er hält eine Volksreligion für notwendig; für sich selbst aber und die, welche ihm gleichen, verehrt er ein höheres Gesetz. Mag solche Doppelzüngigkeit dem ethischen Rigorismus anstößig sein: in der Aufgabe der Rauschdichtung lag es nicht, nach dieser Richtung hin einen stärkeren Konflikt zu zeichnen, auf diese Charakterfrage Gewicht zu legen. Wohl aber weiß es der Dichter zu fügen, daß unsere Sympathie dem Guardian gewahrt bleibt. Denn auch ihm, dem doch freier Blickenden, ist die letzte Wahrheit verhüllt, und Trauer um das Unzureichende menschlichen Sinnens wirft über seine stolze Seele einen Schatten. Er hat einen Anhauch von der Melancholie edler Geister, und am schmerzlichen

Digitized by Google

Ringen der Menschheit um Erkenntnis des Göttlichen trägt auch er seinen Teil. Er läßt die Brüder im Dunkeln tappen, in der Befangenheit religiösen Wahns; aber er behält auch die Bitterkeit der Vernunft für sich selbst; den Kampf der Erdenkinder kämpft er wie jene, nur mit veränderter Szene, auf erhabenerem Feld. So regt sich in uns die Spur des Mitleids für ihn und heißt ihn verteidigen.

Die Sonderstellung des Guardians ist für den Münchener Dichter das künstlerische Mittel, um innerhalb der Führung der Sage die schwerwiegendsten religionsphilosophischen Ideen und das Urteil der Vernunft über die mythische Vorstellung auszusprechen. In diesem Gesang erreicht die Dichtung eine geistige Tiefe, die an den ersten Teil des Goetheschen Faust erinnert; und zwar ist eine derartige Parallele berechtigt nicht nur um der Fülle und Erhabenheit der ausgesprochenen Ideen willen, sondern auch mit Rücksicht auf die poetische Bewältigung spekulativen Gehalts und mit Rücksicht auf den Vers, die Sprache, welche, hier wie dort aus dem Genius des deutschen Volkes empfangen, in edelster Simplizität und urkräftigen Lautes einhertönt. Und mit dem Hochgefühl und der einzig hellen Lust, welche die Wahrheit ihren Adepten gewährt, verfolgen wir die kühnen Stöße, den blitzenden Schwertschlag unseres Ritters vom Geist gegen die Unehrlichkeit des Pfaffentums, gegen die Kniffe, mit denen von alters her die pfäffische Sippschaft das Volk belügt und betrügt.

Die Sache macht sich ganz natürlich. Und das ist, von der ästhetischen Seite genommen, das Rühmlichste für diese Partie des Gedichtes. Denn notwendig, nachdem Rausch die Mönche zu einer so laut schreienden Verletzung ihrer Pflicht gebracht hat, muß der Guardian des Klosters Einhalt tun; und notwendig erfolgt jetzt, da

Digitized by Google

im Disput ein freidenkender Mensch und ein Angehöriger der Mythe, der Götterwelt sich gegenüberstehen, ein bis zu philosophischen Gedanken sich erhebendes Gespräch. Es ist aber wohl zu beachten, daß Hertz über die Grenzen seines Sujets hiebei nicht hinausschreitet, daß er die märchenhafte Unterlage seiner Dichtung nicht aufhebt: der Guardian verhält sich gegen den Elb nicht so, als ob er den Glauben an Wesen jenseits und über der Menschenwelt negieren wollte, er läßt Rausch vielmehr gelten in seiner Person und Existenz wie in seiner historischen Sphäre; er bestreitet nur den Anspruch des Elben auf fortdauernde religiöse Verehrung und bringt die Welt, deren Geschöpf und Genosse Rausch ist, mit anderen Mythenkreisen in kritische Parallele. Und er erhebt sich zur Ahnung des geheimnisvollen Gottes, den zu begreifen die von Menschenhirn erdachten Religionsformen bildliche Ausdrucksweisen, wechselnde Versuche sind.

Das Gespräch beginnt, indem sich Rausch über die Behandlung, welche ihm von den Mönchen widerfahren ist, bitter beklagt. Der Guardian erwidert, er habe zuvor gesagt, daß der Elb hier nicht am rechten Orte sei. Er selbst würde ihn gerne um sich leiden, er vermöge ohne Glaubenskrücken zu gehen; aber mit dem Klostervolk könne ein heidnisches Wesen nicht zusammen hausen. Auf die schmerzliche Klage des Elben, daß er also aus dem Angesicht seines lieben Herrn verbannt sein solle, gibt ihm der Guardian den Rat, er möge der Kirche, deren Sieg längst entschieden sei, sich fügen, möge christlichen Stand und christliches Kleid annehmen; als Teufel werde er innerhalb der Kirche Duldung finden. Diese Vorstellung flößt Rausch heftigen Unmut ein; der Guardian zuckt die Achseln und spricht:

„Ein andres wird dir kaum gelingen:
Zum Engel wirst du's schwerlich bringen.

Digitized by Google

Die ſind ſo ſpröd altjungfernhaft:
Du blühſt in deiner Sünden Saft.“

Da bäumt der Stolz des Elben ſich auf: ſolche Rede gezieme ſich nicht gegen ihn, der göttlichem Geſchlechte entſtamme. Der Guardian hält ihm die Frage entgegen, ob er dabei geweſen ſei, als die Welt aus dem Chaos entſtand, ob er des Lebens Sinn und tiefſten Grund ihm künden könne.

„Lang ſchwieg gebeugt der kleine Mann
Und trutzt ihn halben Blickes an:
‚Ein grauſam Wort! Was tat ich dir?
Wie unhold ſprichſt du doch zu mir!
Als ich der Nacht erſtanden,
War alles ſchon vorhanden.
Du magſt der Urwelt Rieſen fragen:
Sie reden auch nach Hörenſagen.
Aus Ewigkeiten rauſcht es her,
Ein grundlos uferloſes Meer.
Nimm alle Götter zu Geleitern:
In Nacht und Wahnſinn wirſt du ſcheitern.
Oft erbt ſich halbvergeßner Sang
Von Mund zu Mund, wer ſagt wie lang?
Ein Rätſellied, das man noch ſingt,
Weil es ſo ſchön zur Harfe klingt.
Doch niemand weiß, wer's einſt erſann,
Und niemand lebt, der's löſen kann:
So iſt die Welt. Wie mancher Laut
Tönt deinem Herzen ſo vertraut!
Meinſt ihre Worte zu verſtehn,
Bis jäh die Sinne dir vergehn.
Die dich mit Sehnſucht überquillt
Und läßt ſie ewig ungeſtillt;
Bald kühn wie junges Werden,
Bald troſtlos bis zum Sterben.
Es iſt ein wunderſam Gedicht:
Doch ſeine Deutung findſt du nicht.‘“

Tiefſte Bewegung ergreift den Guardian; nun alſo, ruft er aus, was iſt unſere Weisheit anderes als Wahn,

Digitized by Google

was lehrt alles Bemühen, das Grenzenlose zu erfassen, uns anderes als Verzicht!

„Gleich Völkerzügen, die sich drängen,
In Kampf und Wanderfahrt sich mengen,
So durch des Himmels Öde ziehn
Der Götter reisge Dynastien
Und streiten sich um Raum und Rang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Doch wie der Strom vorübertreibt,
Sie gehn, — das Weltgeheimnis bleibt.
Und bist du selbst ein Kind der Zeit,
Gleich uns ein Spiel von Lust und Leid,
So laß dir mit uns allen
Den Wechsel auch gefallen!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ja, wenn es ernst wär' mit dem Einen,
Dem Gleichnislosen, Heiligreinen,
Der uns zu selgen Höhen lenkt,
Mit Schönheit, Geist und Liebe tränkt!
Wie, wenn des Tages Auge strahlt,
Die Farben, die der Morgen malt,
In ihrem bunten Spiel erblinden,
So müßtet ihr ins Blaue schwinden.
Doch ihn mag wohl der Seher ahnen,
Der einsam wandelt hohe Bahnen:
Das Volk, das in der Erde gräbt,
Am derben Trug der Sinne klebt,
Die Schuldbeladnen, Mühsalreichen,
Sie wollen Götter ihresgleichen.
Der Weltkraft innerliches Walten
Muß menschlich greifbar sich gestalten.
Den Trieb verbannt kein Predigtwort,
Kein Taufguß aus dem Herzen fort.
Die Kirche kommt ihm sanft entgegen
Und nützt ihn weise, sich zum Segen.
Glaub mir! Hast du dich eingewöhnt,
Auch du wirst bald mit ihr versöhnt."

Digitized by Google

Aber Rausch sträubt sich gegen die Zumutung, daß er den Teufel spielen solle, welcher „der Knecht der Glaubenswut, der Bestie mit dem Heilgenschein“ sei; das ist ihm zu niedrig. Der Guardian sucht ihm falschen Stolz auszureden: der Teufel gelte als ein Herr von hohem Adel; Götter und Titanen stammten ja doch alle aus gleichem Hause, was heute Freund heiße, sei morgen Feind:

„So schlimm sie aufeinander wettern,
Sie sind im Grund die nächsten Vettern.“

Und nun folgt eine beißende Satire auf kirchliche Moraltheologie und geistliche Praxis:

„Nein, schilt mir nicht die Herrn der Nacht!
Groß ist ihr Heer und ihre Macht.
Was oft der lieben Gotteshuld
Mit ihrer himmlischen Geduld
In Jahren nicht gelingen mag,
Vollbringen sie an einem Tag.
Sieh unser gläubges Herdentier,
Schwach von Vernunft und stark von Gier
Und stets verlockt, abseits zu weiden
Auf dieses Lebens grünen Heiden!
Wie sammelten wir armen Hirten
All die Zerstreuten und Verirrten,
Wär' nicht der schwarze Zottelhund,
Der grimme Wächter, mit im Bund.
Schweift uns ein Wildling überzwerch,
Er scheucht ihn in der Kirche Pferch.
Von Teufelsangst und ihrer Buße
Lebt unsre ganze heilge Muße.
Doch er, so findig vielgewandt,
Ist uns auch sonst noch gern zur Hand.
Denn er ist, ganz wie du, gesellig,
Macht als Verführer sich gefällig,
Erhöht die Ehre, wenn wir siegen,
Entschuldigt uns, wenn wir erliegen.
Denn wo wir straucheln in der Welt,
Da hat er uns ein Bein gestellt.

Digitized by Google

Wenn wir in Evas Apfel biſſen,
Ihm ſchiebt man alles ins Gewiſſen.
Drum ſieh, wo unſereins gedeiht,
Da iſt der Teufel auch nicht weit.
Wir haben uns in allen Landen
Von jeher wunderbar verſtanden"*).

Rauſch äußert ſeinen Widerwillen gegen die vertrackte Teufelsmaske, die zu der Rolle gehöre. Das ſei fürs Bauernvolk, beruhigt ihn Irminold; in feineren Kreiſen trage auch der Teufel ein gefälligeres Habit. Dem Leſer regt ſich eine Erinnerung an Mephiſtopheles. In Zwieſpalt, fährt der Guardian fort, lebe ja er ſelbſt, ein Verehrer der Natur und der heiteren Weisheit der Alten, nun aber ein Sklave der Ordensregel, gezwungen, mit armen Schächern den Roſenkranz zu drehen. So wolle es der Eigenſinn der Zeit; und darum möge auch Rauſch ein Auge zudrücken und ſich fügen.

Aber dieſen erfaßt Wehmut, denn die Erinnerung an den traulichen Verkehr, den er und ſeinesgleichen einſt mit dem Volke gehabt, an die nimmermüden Wohltaten, die ſie, „die guten Holden", dem Volke erwieſen haben, kehrt ihm zurück. Daß das vergeſſen, verweht ſein ſolle wie dürre Blätter des Herbſtes, iſt ihm nicht möglich zu glauben. So zieh hinaus in die Welt, ruft der Guardian ihm zu, und lerne ſie kennen! Doch wenn du erfahren haſt, daß du ein Weſen ohne Heimat geworden biſt, ohne Recht und ohne Liebe, ſo denke unſerer, bei denen dir Zuflucht winkt! — In dieſem Augenblick rötet die Sonne den aufſteigenden Tag: Rauſch ſchwenkt ſein Hütlein und entſchwindet ins Land.

Bis zum Schluſſe des fünften Abenteuers iſt die

*) Bei Hertz ſind die hier und im Vorausgehenden zitierten Verszeilen nicht geſperrt gedruckt, ich möchte ſie für meinen Zweck aber hervorheben.

Digitized by Google

Reihe der Begebenheiten, welche die Dichtung erzählt, eine ununterbrochene und aus innerer Notwendigkeit sich fortsetzende Linie. Die Folge der Ereignisse und die Führung der Stimmung haben trotz der epischen Form einen hochdramatischen Charakter; Exposition, Schürzung der Knotens und Katastrophe lassen sich unterscheiden, und zwar so, daß der Exposition das erste „Abenteuer", der Schürzung des Knotens das zweite entspricht, während sich die Katastrophe in zwei Stößen, in zwei Gesängen entlädt: der erste orgiastisch, im Element des Gefühls, der zweite satirisch, der realistische Rückschlag des nüchternen Verstandes. Der fünfte Gesang ist eine Art von Sühne, vollzogen durch die ausgleichende Vernunft; das Nicht-zusammengehörige scheidet sich wieder, der Pakt, den der Guardian im ersten „Abenteuer" mit dem fremdartigen Gaste geschlossen hat, wird gelöst.

Diese innere Kontinuität und dramatische Geschlossenheit kommt der Dichtung außerordentlich zu statten; sie erhält den Leser in einer ununterbrochenen, an Intensität immer wachsenden Spannung, und, bereichert und befriedigt in der Totalität des Geistes, wird er aus der Spannung entlassen, wenn der Verlauf der Handlung zu seinem natürlichen Ende absinkt. Der Aufbau der Erzählung ist meisterlich, und es liegt hierin ein ausschließliches Verdienst des Münchener Poeten.

Indem nun aber mit dem sechsten „Abenteuer" eine zweite Reihe von Begebenheiten anhebt, eine neue Linie, welche vom sechsten bis in den zehnten Gesang sich erstreckt, zerfällt die Dichtung, ohne daß sie diese Gliederung äußerlich bezeichnet, in zwei Hauptteile. Eine Fortsetzung ist allerdings unerläßlich; denn weder kann das Schicksal des elbischen Geistes, der nun einmal in das Weltleben wieder eingetreten ist, mit seiner Entfernung aus dem Kloster für abgeschlossen gelten, noch sind die tieferen Absichten

Digitized by Google

des Dichters, welche der fünfte Gesang zuerst gegen die Oberfläche hebt, bereits völlig am Tage. Ob nun der zweite Hauptteil in dichterischem Prozeß mit dem ersten so zusammenwächst, daß die gesamte Dichtung sich als ein einheitliches Ganzes behauptet, wird zu fragen sein; zunächst liegt in den Worten, mit welchen der Guardian von Rausch Abschied nimmt, eine Hindeutung, daß jene zweite Linie rückläufig werden könnte, daß das Ende der Dichtung mit ihrem Anfang sich wieder verknüpft, indem Rausch von seiner Wanderschaft zum Kloster zurückkehren wird.

Hier ist der Ort, nach dem Ausgang der Sage bei den älteren Bearbeitern uns wieder umzusehen. Die deutschen Gedichte des 16. Jahrhunderts erzählen ihn in folgender Weise. Der Vorfall der Prügelei unter den Mönchen bleibt ohne weitere Wirkung. Eines Tages ist Rausch ausgegangen und hat vergessen, für die Küche zu sorgen; indem er nach Hause eilt, um sein Versehen gutzumachen, gewahrt er auf der Weide eine Kuh; er tötet sie, nimmt das hintere Teil, bereitet es auf der Stelle zu und setzt es den Mönchen vor. Der Eigentümer der Kuh, ein Bauer und Untertan des Klosters, findet nach langem Suchen das übriggelassene Stück; und da er dabei im Wald in die Irre geraten ist, entschließt er sich, in einem hohlen Baume zu übernachten. Da begibt sich ein seltsamer Auftritt. Eine Schar von Teufeln kommt auf den Baum geflogen, mit ihnen ihr Herr und Meister Luzifer, welchem sie Rechenschaft geben. Einer nach dem andern rühmt seine Schandtaten; endlich erscheint auch Rausch und erzählt dem Luzifer, er werde die Mönche bald so weit gebracht haben, daß sie Mörderhand gegeneinander erheben. Danach fliegen die Teufel unter lautem Geräusche wieder von dannen. Entsetzt eilt der Bauer zum Kloster und erzählt dem Abt sein Erlebnis. Dieser läßt

Digitized by Google

sogleich Messe lesen, und als Rausch sich sperrt, in der Kirche zu bleiben, und dem erhobenen Sakrament aus dem Weg geht, greift ihn der Abt und beschwört ihn, daß er in Gestalt eines Pferdes vor der Pforte stehen muß. Von Zorn und Scham überwältigt, begehrt der entlarvte Verführer, daß man ihn ziehen lasse, und gegen das Versprechen, daß er dem Kloster keinen Schaden mehr zufüge und das Land verlasse, gibt ihn der Abt schließlich frei.

Rausch begibt sich nunmehr nach England und fährt in die Tochter des Königs. Vergebens bemühen sich die berühmtesten Meister aus Paris, sie zu erlösen; zuletzt schreit der Teufel aus ihr, nur der Abt eines Klosters, dem er einst Gehorsam gelobt habe, könne ihn austreiben. Der König schickt einen Boten nach Dänemark und läßt den Abt holen; auf die Beschwörung desselben fährt der Teufel aus und stellt sich in Gestalt eines Pferdes neben die Königstochter. Zum Lohn für seine Dienste erbittet sich der Abt eine Last Blei, um sein Kloster damit zu decken; Rausch nimmt die gewaltige Last auf, trägt sie über Meer und ist im Fluge wieder zurück. Nun befiehlt der Abt, daß er ihn selber zum Kloster heimbringe. Rausch gehorcht, worauf der Abt ihm gebietet, in einen hohlen Berg zu fahren und dort zu wohnen bis zum jüngsten Tage. Mit einer Mahnung an die Mönche, sich vor dem Verführer zu hüten, schließen die Straßburger Drucke.

Die ursprüngliche Volkssage, wie sie in Dänemark vor der Reformation umging, erzählte in ähnlicher Weise die Tötung der Kuh, die Versammlung der Teufel im Walde und die Verwandlung des Verführers in ein rotes Pferd. Mit der Entlarvung ist Rausch der Hölle zurückgegeben, die Sage selbst ist zu Ende. Die Verwandlung des Teufels in ein Pferd steht im Zusammenhang mit mythischen Vorstellungen, und Oskar Schade sieht in diesem Zuge einen Erweis, daß ein feindseliger Wasserelb,

Digitized by Google

ein böser Wassergeist, der in deutschen und nordischen Sagen in Gestalt eines Pferdes erscheint, der Rauschsage zu Grunde liegt. Das Abenteuer in England, die Erzählung von der besessenen Königstochter u. s. w., ist späterer Zusatz. Nicht nur die deutschen Gedichte des 16. Jahrhunderts haben ihn aufgenommen, sondern auch das prosaische englische Volksbuch, letzteres mit einer Modifikation, indem an die Stelle des Königs ein Edelmann tritt. Das englische Volksbuch erzählt die Abenteuer, welche Bruder Rausch nach seiner Vertreibung aus dem Kloster erlebt, am ausführlichsten, aber untermischt mit unechten, skurrilpossenhaften, dem Till Eulenspiegel entlehnten Zügen.

Wilhelm Hertz hat sowohl die Tötung der Kuh mit allem, was sich daran knüpft, als auch das Abenteuer in England ausgestoßen; ihm, dem modernen Dichter, und seiner ironisch-hellen Behandlung des Sagenstoffes konnten Geschichten, welche in einem abgeschmackten, spezifisch geistlich gefärbten Aberglauben befangen sind, nicht dienen. Hertz sah sich also bezüglich des weiteren Ganges des Gedichtes wie bezüglich der Motivierung der schließlichen Rückkehr Rauschens in das Kloster auf seine eigene Phantasie verwiesen. Nur eines der späteren „Abenteuer" erinnert noch an die alte Vorlage, und zwar der sechste Gesang, in welchem der Scherz erzählt wird, den sich Rausch mit der Försters frau und dem Pfaffen Zephyrin erlaubt, indem er in Abwesenheit der Mutter der beiden Kind in das Haus des Pfaffen trägt und in der Wohnung des Försters an Kindesstatt sich selbst in das Bett legt. Indessen beschränkt sich die Anlehnung an die ältere Erzählung hier lediglich darauf, daß im englischen Volksbuch Bruder Rausch auf seiner Wanderschaft zu einem Landwirt gelangt, dessen Frau mit dem Pfarrer Liebschaft pflegt; alles übrige ist Eigentum des Münchener Dichters. Ästhetisch betrachtet, ist diese Zugabe vortreff-

Digitized by Google

lich; denn die Aufnahme des Wechſelbalgmotives paßt zu der Natur der Sage, zu der Natur des Elben, der hier die Seite des neckiſchen Kobolds herauskehrt; und ein Abenteuer, welches den Charakter des heiteren Scherzes trägt, wirkt an dieſer Stelle wohltätig, ausgleichend, entlaſtend von den ſchweren und ſtarken Erregungen, in die uns die vorausgehenden Geſänge verſetzten. Nicht beſſer, nicht anmutiger als durch den Anſchlag dieſer leichteren Töne konnte der Übergang vom erſten zum zweiten Hauptteil vollzogen werden.

Sehr anziehend, lieblich und gemütvoll iſt auch das folgende „Abenteuer", das ſiebente. Es führt uns in das Bauernleben; Rauſch wird ungeſehen Zeuge der Not eines liebenden ländlichen Paares, und, um ihm zu helfen, bringt er Zauberkünſte in Anwendung, wie ſie vor alters Hausgeiſter und Heinzelmännchen den Erdenkindern freundlich geboten haben. Auch dieſe Erzählung iſt dem Sujet völlig angemeſſen; wir lernen Art und Treiben der „guten Holden" des Volksglaubens näher kennen; und um zu prüfen, ob die Erinnerung an dieſes menſchenfreundliche Gebaren der kleinen Geiſter, ob „all der trauliche Verein, die Treue" vergeſſen ſein ſollen, zog ja Rauſch in die weite Welt. Die poetiſche Behandlung iſt ſo gehalten, daß wir uns überall auf volksmäßigem Boden fühlen, volksmäßige Anſchauungen uns die innere Wahrheit der Dinge verbürgen. Der Meiſter der Germaniſtik und Sagenkunde verſteht es, da und dort Beſonderheiten des Volksglaubens in den Bericht zu verweben, welche, wenn ſie auch dem Leſer nicht immer vertraut ſind, doch den Eindruck des Altertümlichen, der echten Überlieferung machen. Dahin gehört unter anderem im ſechſten Geſang die Erwähnung des Brauens von Bier in Eierſchalen; ein uralter Gebrauch, wenn es galt, Wechſelbälge zu entlarven.

Digitized by Google

Eine Zeitlang genießt Rausch die Gastfreundschaft des durch ihn glücklich gewordenen Paares, und von Herzen fühlt er sich wohl. Aber Gewohnheit macht die Menschen bald gleichgültig, und ihre Lust an rohem Spaß bereitet seinem Aufenthalt ein jähes Ende. Der Bauernknecht durchsägt heimlich den Ast, auf dem Rausch am Abend zu sitzen pflegt; so stürzt der Ärmste herab zum Gelächter des Volkes. Mit dem einfach-tiefen Wort:

„Wie hart, Frau Erde, bist du doch!
O Menschenundank, härter noch!"

hebt er sich in Schmerzen des Leibes und der Seele von dannen.

Das achte und neunte Abenteuer möchte ich für die kritische Betrachtung zusammenfassen. Des Bauernlebens überdrüssig, ist Rausch in eine Stadt gekommen; hohe Türme, Tore und Brücken, feierlich wandelnde Ratsherren und die Schwärme lustiger Studenten erblickt sein Auge. Sein erster Gang führt ihn zu einem Doktor der hohen Schule, einem weisen Manne, der als sonderlich vertraut mit Göttern und Geistern gerühmt wird. Aber der Elb hat Geschlecht und Herkunft dem Doktor kaum genannt, als ihm dieser mit grimmigen Reden die Türe weist: das ganze Göttervolk sei Ammenspuk, Lügenwerk der Phantasten, von ihm für alle Zeiten abgetan, kritisch vernichtet. Und gar ein Wesen, wie Rausch zu sein sich einbilde, das sei nicht einmal Original; aus Ägypten stammten die deutschen Poltergeister, nachgepfuschte Plagiate und verschlechterte Vorstellungsformen aus dem Kreise der Typhonmythe. Verblüfft findet sich Rausch im Hausgang wieder; im Hinabgehen von der Wendeltreppe gerät er in einen Erkersaal, zu einem Gelage zechender Studenten. Der eine der wilden Kumpane glaubt in Rausch ein neuangekommenes Füchslein zu sehen, ein völlig Trunkener apostrophiert ihn, als er den Namen Rausch

hört, als seinen alten, unzertrennlichen, wiedergekehrten Freund; am Tische hin und her geschoben, umtobt von Gebrüll und Renommisterei, muß Rausch schließlich die Fuchstaufe, „die Deposition", über sich ergehen lassen nach allen Regeln toll-abgeschmackten studentischen Comments. Gezwickt und geschunden bricht er durchs Fenster aus, um eiligen Fußes die Stadt zu räumen.

Es ist also ein Stück mittelalterlich-deutschen Universitätslebens, welches diese Abenteuer entrollen. Ihre Absicht kann nicht zweifelhaft sein: Rausch soll Erfahrungen machen, bei denen ihm das Leben unter Menschen städtischer Kultur vergällt, verleidet wird. Dabei freut sich der Dichter an dem Werte der Bilder an sich, ihren geistreich-satirischen Pointen und derben Schildereien. Im letzten, zehnten Gesang finden wir Rausch wieder auf freiem Feld.

Während nun der erste Hauptteil des Gedichtes eine in sich geschlossene Handlung repräsentiert und innerhalb Einer Lokalität sich abspielt, entbehren die Abenteuer des zweiten Hauptteils diesen Zusammenhang; der Ort wechselt beständig, und jedes Abenteuer gibt ein Einzelerlebnis ab. Vielleicht gerade unter dem Eindruck dieses Gegensatzes ist gegen das ganze Gedicht der Vorwurf der Zerstückteit erhoben worden. Aber mit demselben Rechte könnte man dem Epos, das die Abenteuer des Odysseus erzählt, diesen Vorwurf machen. Gegen den Plan des Dichters, seinen Helden, nachdem dieser aus dem Kloster geschieden ist, auf der Wanderschaft zu zeigen, läßt sich nichts einwenden; und dafür brauchte er doch Ortswechsel, brauchte einzelne Stationen und verschiedenerlei Lebenskreise. Ein inneres Band aller Erlebnisse besteht, insofern der Dichter seinen Helden und mit ihm uns selbst überzeugen will, daß der Existenz des Elben in der Welt, wie sie geworden ist, jeglicher Boden fehlt, daß dem Rate

Digitized by Google

des Guardians zu folgen für Rausch das Beste wäre. An sich ist also eine Reihe von Abenteuern, von denen äußerlich jedes des Zusammenhanges mit dem vorhergehenden entbehrt, vollkommen berechtigt. Eine andere Frage aber ist, ob auch die zuletzt geschilderten Abenteuer dem Geiste des Sujets gemäß sind, ob nicht bei ihrer Art und Haltung jenes wesentliche Band und führende Motiv geschwächt wird. Und nach dieser Seite hin scheint mir ein Vorwurf an der Stelle zu sein. Nur zögernd gegenüber einer so großen poetischen Kraft, nur nach langem Erwägen und indem ich immer wieder auf die beim Lesen empfangenen Eindrücke zurückkomme, möchte ich die Meinung aussprechen, daß der achte und neunte Gesang nicht als vollkommen organische, ebenbürtige, gefügige Glieder in der Kette der übrigen stehen und daß mit ihnen die Dichtung etwas absinkt.

Mit gutem Grunde wird Rausch vom Land in die Stadt geführt, von der Bauernwelt in die Kulturwelt. Und es ist ein höchst geistreicher Einfall des Dichters, daß dieses zarte, luftige Wesen der Mythe und Volksphantasie mit einem Repräsentanten des nüchternen Verstandes, des gelehrten Dünkels, des wortfertigen Rationalismus zusammentrifft. Bis hieher ist alles wohl eingeleitet. Wenn aber der weise Doktor nun auseinandersetzt, daß Ägypten die Heimat germanischer Mythen sei, daß Typhon dem Geiste, für den Rausch sich ausgebe, zu Grunde liege, so befinden wir uns plötzlich im Gebiete modern-wissenschaftlicher Polemik und vor einer mythologischen Spezialfrage. Dergleichen scheint mir gerade dieses Produkt, welches das gelehrte Wissen des Dichters mit so feiner Kunst hinter der Szene hält, nicht zu vertragen. Es kommt hinzu, daß sich die Satire gegen ein Mißverstehen zu schützen hat. Bekanntlich war es der Archäologe Julius Braun, der die Hypothese, daß alle

Digitized by Google

Religion und Mythenbildung in Ägypten ihren Ursprung habe, aufgestellt hatte. Sie war ein Irrtum des geistreichen Mannes und sollte in dem Gebaren und in den Reden des von Rausch besuchten Doktors persifliert werden. Aber nur für diesen einen Zug sollte Julius Braun, der mit Hertz befreundet war, das Modell abgeben. Indessen wird der Doktor in der Dichtung zu einer Figur des groben Gelehrtendünkels; dazu will die Persönlichkeit Brauns nicht mehr passen, und der nicht genauer eingeweihte Leser, der doch die Anspielung merkt, fragt sich, wie weit der Angriff berechtigt ist. Dies alles verwirrt und beeinträchtigt das poetische Genießen.

Was aber das neunte „Abenteuer" betrifft, so sind ja die Schilderungen an sich von unbestreitbarer Trefflichkeit, und ein Geschmack an dieser drastischen Zeichnung mittelalterlichen Studentenlebens fehlt mir so wenig wie einem. Aber der Zusammenhang mit der dichterischen Fabel ist doch ein zu lockerer; einem rohen Zufall sich preisgegeben zu sehen, von einer Gesellschaft halbwilder, halbtrunkener Menschen in possenhafter Weise mißhandelt zu werden, das kann doch für die Erfahrungen, welche Rausch in der Menschenwelt machen soll, nicht hoch ins Gewicht fallen. Hier liegt pure Episode vor; man fühlt, daß der Dichter einem subjektiven Behagen, launigen Reminiszenzen nachgab, als er diese Schilderungen ausmalte. Auch bin ich bedenklich, ob unsere Phantasie den elbischen Geist inmitten dieser realistisch-historisch gezeichneten Gesellschaft sich ohne Bruch vorzustellen vermag; sehen müssen wir ihn ja immer, mit unseren inneren Augen und in einer sagenmäßigen Gestalt. So viel Körperlichkeit ihm der Dichter gibt, so ließ er ihm bisher doch immer eine gewisse phantastische Freiheit der Erscheinung und Macht über irdische, die wirklichen Menschen beengende Schranken. Für einen Wechselbalg konnte

Digitized by Google

man ihn nehmen, in eine Wiege konnte „der Kleine“ sich legen, als ein Heinzelmann den Bauern erscheinen; aber daß er als studentischer Fuchs, wenn auch wider Willen und vor getrübten Augen mitspielen soll, das scheint sich in die Voraussetzungen nicht mehr völlig zu fügen, dabei zerfließt uns die Sicherheit des Phantasiebildes, der Umrisse.

Dem Dichter Abänderungsvorschläge zu machen, wäre mir nicht zugestanden; ich will nur sagen, was mir als etwa möglicher Ersatz der kritisch bestrittenen Partien gerade einfällt, was ich vielleicht formen würde, wenn ich die Aufgabe des Dichters hätte. Wie wäre es, wenn Rausch, als zwerghafter Famulus etwa, in die Dienste des Doktors träte? Wenn er bei ihm einige Zeit bliebe und allerlei Spuk und Spott den übermütigen Leugner der Geister in Verwirrung brächte? Denn in der Natur eines Haus- und Poltergeistes müßte Rausch insgeheim agieren und dem platten Rationalismus ein Bein um das andere stellen. Wie der achte und neunte Gesang jetzt vorliegen, ist der Stoff wenig ergiebig, beide Gesänge brechen auch rasch ab; nähme man aber jenes Motiv auf, welches Feld wäre für Satire, für komische Situationen, für eine reichere Exposition gegeben! Das ließe sich ausspinnen zu einem größeren Gesang; die Figur des „Prokto-phantasmisten“, von Goethe in der Walpurgisnacht nur nebenher skizziert, käme zur vollen Durchbildung. Der Doktor (der als ein Mann des Mittelalters von Julius Braunscher Ägyptologie nichts wüßte) würde dem Unwesen auf den Grund spüren, würde, immer genarrt, doch endlich Sieger bleiben, das heißt mit grober Gewalt den verdächtigen Gast, der in sein wissenschaftliches System nicht passen will, aus dem Hause treiben, studentische Fäuste könnten dabei helfen — genug, ich will das nicht weiter ausführen, aber es scheint mir fast, als ob sich zum Vorteil des Gedichtes etwas daraus machen ließe.

Digitized by Google

Ich eile zum Schluſſe. Ein leuchtendes Geſchenk der Poeſie iſt wieder der zehnte Geſang. Rauſch iſt auf freiem Felde, in trüber Nacht, ziellos ſchweifend, im Tiefſten niedergeſchlagen. Da bemerkt er im Ackerpfad ein irrlichtartiges Weſen flackernd und über Schollen hüpfend, ein Feuermännlein; er ſchaut ihm ins Geſicht und erkennt Mummhart, ſeinen alten Vetter und Genoſſen. Unwirſch will Rauſch ihm die ſeltſamen Sprünge verweiſen; aber dieſer, ſchwerbetroffen, ſeufzt auf und klagt, ihm ſei keine Wahl geblieben als unter dem Namen einer armen Seele, in Geſtalt eines Feuermanns das bedrängte Leben zu friſten. Rauſch wird kleinlaut; er erzählt das Angebot des Guardians; das auszuſchlagen, ſei eine Tollheit, meint der andere:

„Was ziemt uns Kleinen dies Gewimmer?
Ging's doch den großen Herrn noch ſchlimmer.
Wie Opferrauch im Wind verweht,
Schwand ihnen Macht und Majeſtät.
Willſt du's erproben, komm mit mir!
Die alten Götter zeig' ich dir.
Am Kreuzweg im verfemten Grunde,
Da ziehn ſie heim von nächtger Runde."

Und nun führt der Dichter die Wilde Jagd an unſeren Augen vorüber:

„Hier harre ſtill! Sie nahen ſchon.
Hörſt du der Eule Jammerton?
Spürſt du, wie alles, was da lebt,
In dumpfen Ängſten bangt und bebt?
Das Waldweib ſtöhnt im Hagedorn;
Windkatzen laufen durch das Korn.
Die Wolkenwölfe ziehn in Rotten
Mit ihren grauen Wetterzotten.
Der ganze Wald erknarrt und kracht:
Sieh hin, da kommt's! Es flammt die Nacht!" —
Und durch die Lüfte brauſt im Flug
Ein greulicher Geſpenſterzug,

Digitized by Google

Ein Galgenvolk, zu Haufen
Dem Rabenſtein entlaufen:
Gehenkte Diebe mit dem Strick
Um das gebrochene Genick,
Geköpfte, ein gedrängter Schwarm,
Zu Roß, ihr glotzend Haupt im Arm,
Geräderte, durchs Rad geſchlungen,
Zerſchellt, mit ausgereckten Zungen,
Schnapphähne mit zerſchlitzten Lippen,
Den Pfahl des Schinders in den Rippen,
Ein Mordgeſindel ohne Zahl,
In Leichenſtarre, fahl und kahl,
Von Krähen jämmerlich zerhackt,
In blutgen Fetzen ſchmählich nackt,
Verweſt, verwittert und verzauſt,
Mit Nattern in der Knochenfauſt.
Und Weiber kommen mitgefahren
In wüſtem, buhlendem Gebaren,
Sturmhexen, die auf Beſen ſitzen,
Mit dürrem Leib und ſchlaffen Zitzen.
So jagt mit raſendem Geſchrei
Das wilde Totenheer vorbei.

‚Sieh‘, raunte Mummhart, ‚dieſes war
Dereinſt Walhallas Heldenſchar.
Und denkſt du noch der Wolkenfraun?
Wie war es herrlich anzuſchaun,
Wenn ſie, den Helm im Goldgelock,
Mit Speer und Schild und Waffenrock,
In ſiegreich königlichen Sitten
Zum Walfeld durch die Lüfte ritten!
Erkennſt du ſie, den Stolz der Lieder,
In dieſem Hexentroſſe wieder?
Und kennſt du den vergrämten Mann,
Der dort im Fuchshut trabt voran?
Der Alte auf dem magern Schimmel,
Dereinſt der höchſte Herr im Himmel,
Durchirrt er nun, entthront, verdammt,
Sein treulos Volk. Was ihn umflammt,
Das iſt der Hölle Feuerſchein:
Beim Satan zieht er aus und ein.

Digitized by Google

Er, den vor Ehrfurcht ganz verzagt
Wir einst kaum anzuschaun gewagt,
Der Gott der Helden und der Dichter,
Der führt nun dieses Schandgelichter!“ —

Ein bewundernswertes Gedicht! Grandiose Anschauung, Worte aus den Urquellen der Poesie zuströmend, Erhabenstes und Grauenhaftes gemischt zu erschütterndem Eindruck! Von solcher Art war die Phantasiekraft, aus der die Germanen selbst ihre Mythe geschaffen haben.

So hat denn Rausch das Schicksal der Götter gesehen, er ist überwunden. Kein Wort kommt über seine Lippen. Am Morgen aber erscheint in der Zelle des Guardians ein kleiner roter Teufel. Es ist Rausch. Er hat sich dem Kreise der christlichen Vorstellung anbequemt.

Begrüßt von den Mönchen, freundlich gehalten vom Guardian, wird Teufel Rausch dem Kloster zum ergiebigsten Segen. Er reizt die Brüder durch Versuchung zum Glaubenskampf, wenn sie in Trägheit und Lässigkeit fallen wollen; er läßt sich exorzisieren und fährt in den Berg zur innigsten Erbauung der Frommen; er kehrt wieder, wenns an der Zeit ist, wenn die geistliche Zucht eines frischen Stachels bedarf. Der Ruhm dieses Wunders geht durch die Lande, und Fülle der Reichtümer strömt dem Kloster zu. Und weltversöhnt lebt er selbst, Freund Rausch, in Ansehen, in bester Laune, ein Optimist, der sich die Menschen nach der Regel zurechtgelegt hat:

„Wenn sie erst wenig uns behagen,
Wer tiefer blickt, lernt sie ertragen.
Ich nahm die Sache viel zu krumm:
Sie scheinen schlecht und sind nur dumm!“

Jetzt, nachdem wir uns den Inhalt und den künstlerischen Wert sämtlicher Gesänge vergegenwärtigt haben, wird es gelten, den intellektuellen Gehalt der Dichtung zu formulieren. Und hier ergibt sich, daß ein großer

Digitized by Google

historischer Prozeß im Schicksal einer Person veranschaulicht ist. Was Bruder Rausch erlebt, ist ein Spiegelbild der Geschichte religiöser Vorstellungen, des Sinkens und der Entartung einer mythischen Welt, der Unterwerfung eines alten Glaubens unter die Herrschaft eines neuen. Immer wiederholt sich der gleiche Verlauf: eine neuaufkommende Religion besiegelt ihre Herrschaft über den bisherigen Glauben, indem sie seine Götter in ihren eigenen Vorstellungs- und Mythenkreis aufnimmt, aber herabgewürdigt, verwandelt in böse Geister, Dämonen, ungeschlachte Riesen, Spukgestalten, Hexen und Teufel. Wollte die neue Herrscherin mit Verstandesargumenten den Nachweis führen, daß die gestürzten Götter der Existenz entbehrten, so wäre die äußerste Konsequenz keine andere als die, daß die Glaubwürdigkeit der siegreichen Götter selbst in Frage käme. Denn die Annahme transzendentaler Wesen muß logischermaßen die einen wie die anderen gelten lassen; sind beide doch nur der Zeit und dem Ideal nach verschieden, dem Wesen nach aber gleichartig, das eine wie das andere Mal geboren aus der Sehnsucht der Menschheit, den letzten Grund der Dinge, das Wesen des Alls, die ewigen Mächte der Natur zu begreifen, an das Unvergängliche das vergängliche Leben zu knüpfen und die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Ganzen in Ehrfurcht zu bekennen. Und hier wie dort ist es die mythendichtende Volksphantasie, welche Naturvorgänge beseelt, Bewegungen des subjektiven Bewußtseins objektiviert, Eindrücke des Äußeren und Inneren in Gestalten veranschaulicht. Im Gefühl dieser Wesensgleichheit aller Mythenschöpfung setzt sich die siegreich vordringende Religion mit der besiegten schließlich in Frieden auseinander, und die alten Götter werden ihr dienstbar, indem sie die Rolle der Verführer zum Irrtum und Bösen übernehmen. Ja, innerhalb einer einzigen Religion kommt der Prozeß

Digitized by Google

der Herabwürdigung älterer Mythe zum Ausdruck, und der Fortschritt von roheren, im Bann des Naturkultus befindlichen Vorstellungen zu menschlich freieren und edleren wird zu einem Bild: die Göttergestalten anfänglicher Mythe leben in der Erinnerung als eine entthronte Dynastie, auf Kronos folgt Zeus, und wider die Titanen kämpfen die olympischen Götter. Im Zusammenstoß zweier Religionen aber wird Wodan zum Heerführer der Wilden Jagd, und Freyja, die heidnische Göttin der Liebe und Schönheit, als Frau Venus zur Personifikation der Wollust.

Und ein derart religionsgeschichtlicher, ideal-allgemeiner Vorgang wird hier in der Dichtung „Bruder Rausch", wie sie Hertz geschaffen hat, angeschaut in einem Bild, in einem konkreten Einzelereignis. Das Gedicht ist theogonisch-parodistisch. Aber es bleibt hiebei nicht etwa ein abstraktes Gedankenelement gesondert für sich und hinter dem Stoffe; sondern der gesamte geistige oder Ideengehalt ist in sinnliche Erscheinung, in Vorgang und Erzählung umgesetzt. In dieser reinen Umschmelzung, dieser Transparenz liegt der hochsymbolische und der echt künstlerische Charakter des Gedichtes. Ein gewaltiges historisches Gesetz spiegelt sich in den Ereignissen; aber die Ereignisse sind in ihnen selbst motiviert, erklären sich aus sich selber, in ihrer unmittelbaren Bedeutung jedem verständlich, und das Gedicht gewährt gleich dem Volksmärchen, an welchem jung und alt sich erfreut, dem simpelsten Leser Genuß wie dem anspruchsvoll hochgebildeten Geiste.

Fragt man aber, worin der einheitliche Charakter des Helden der Dichtung bestehe, soweit dieser handelnd sich betätigt, so glaube ich, daß man eine Personifikation der Sinnlichkeit in Rausch zu suchen hat. Von ihr gilt das Wort Hamlets: An sich ist nichts weder gut noch

Digitized by Google

böse, das Denken macht es erst dazu. Das Denken, die menschlichen Verhältnisse, die Beziehungen der Dinge. Der Unnatur und Unwahrheit der Askese tritt, in Rausch personifiziert, die Sinnlichkeit entgegen, in der Form der Naivetät, als Frohsinn und Lebensfreude, als Lust an der Schönheit, als Liebesdrang, eine elementare, vollberechtigte Macht. Sie siegt. Nun ist der Mensch ein Bürger zweier Welten, einer sinnlichen und einer geistigen, und in der Harmonie beider liegt die Aufgabe des einzelnen Lebens und des Lebens der Menschheit, das Gesetz der Vernunft und das Ziel der Kultur. Die Brüder, denen Rausch dient, stehen auf der Stufe eines vermittlungslos groben Kontrastes beider Welten; und so wirkt in ihnen die Sinnlichkeit als eine einseitige, geistfeindliche Macht, und indem sie ihrem Locken sich hingeben, sinken sie in träges Erschlaffen, in Schwelgerei, in rohen Genuß, verfallen der Sünde, dem Bösen.

Es bleibt mir nur übrig, am Ausgang meiner Untersuchung auf die außerordentliche Meisterschaft, welche Wilhelm Hertz in der Behandlung des Verses bewährt hat, hinzuweisen. Es ist deutsches Versmaß, eine durchlaufende Folge von Reimpaaren, wobei jede Zeile eine Anzahl von Hebungen hat. Scheinbar einfachen und einförmigen Gesetzes, entfaltet dieses Versmaß, wie es von Hertz gebraucht wird, die lebendigste Mannigfaltigkeit. Ein äußerlicher Wechsel liegt schon in dem Umstand, daß die letzte Silbe bald die Hebung anhält, bald in die Senkung fällt, sowie daß männliche und weibliche Reime einander ablösen. Aber dieser Wechsel ist nicht willkürlich und zufällig, sondern er steht unter inneren poetischen Bedingungen, er wird zu einem auf die poetische Empfindung und Anschauung künstlerisch wirkenden Mittel. Auch das Gewicht der Hebungen ist veränderlich. Zur Musik der Sprache, welche den Versen des Münchener Dichters im

Digitized by Google

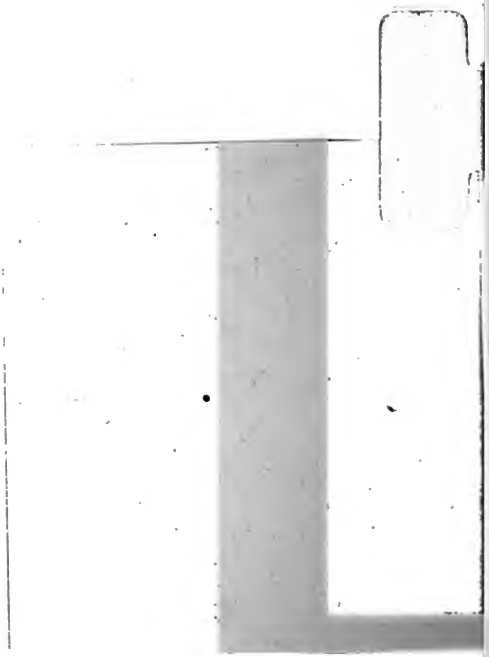
höchsten Maße eigen ist, gesellt sich so eine rhythmische Malerei, die von Art und Inhalt der Vorstellung ihre Modifikationen empfängt. Einige der mitgeteilten Proben werden auch dem, dessen Ohr weniger empfänglich ist, einen Begriff von der Sache gegeben haben.

Wir fassen unser Urteil zusammen. Tiefsinn also wohnt in dem Werke, das doch, dem Leser gefällig, mit jedem Reize des Schönen sich geschmückt hat. Denn die helle Lebensfreude atmet es, Grazie umfließt es, ein Strom von Wohllaut ist seine Sprache und aus allen Ecken und Enden quillt Schalkhaftigkeit und goldener Humor. Wer mit ihm vertraut geworden ist, muß es lieben, und niemals wird man in Deutschland dieser Dichtung vergessen: einen unsterblichen Namen verbürgt sie ihrem Schöpfer.

Digitized by Google

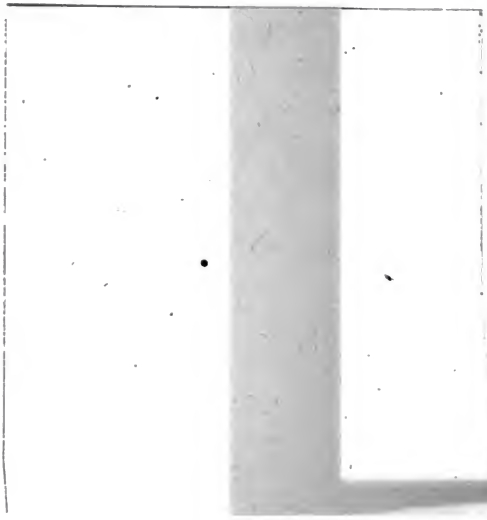
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google